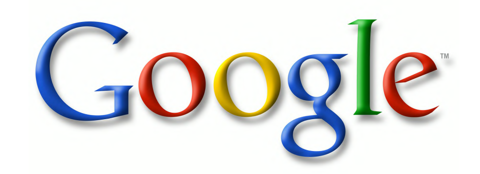
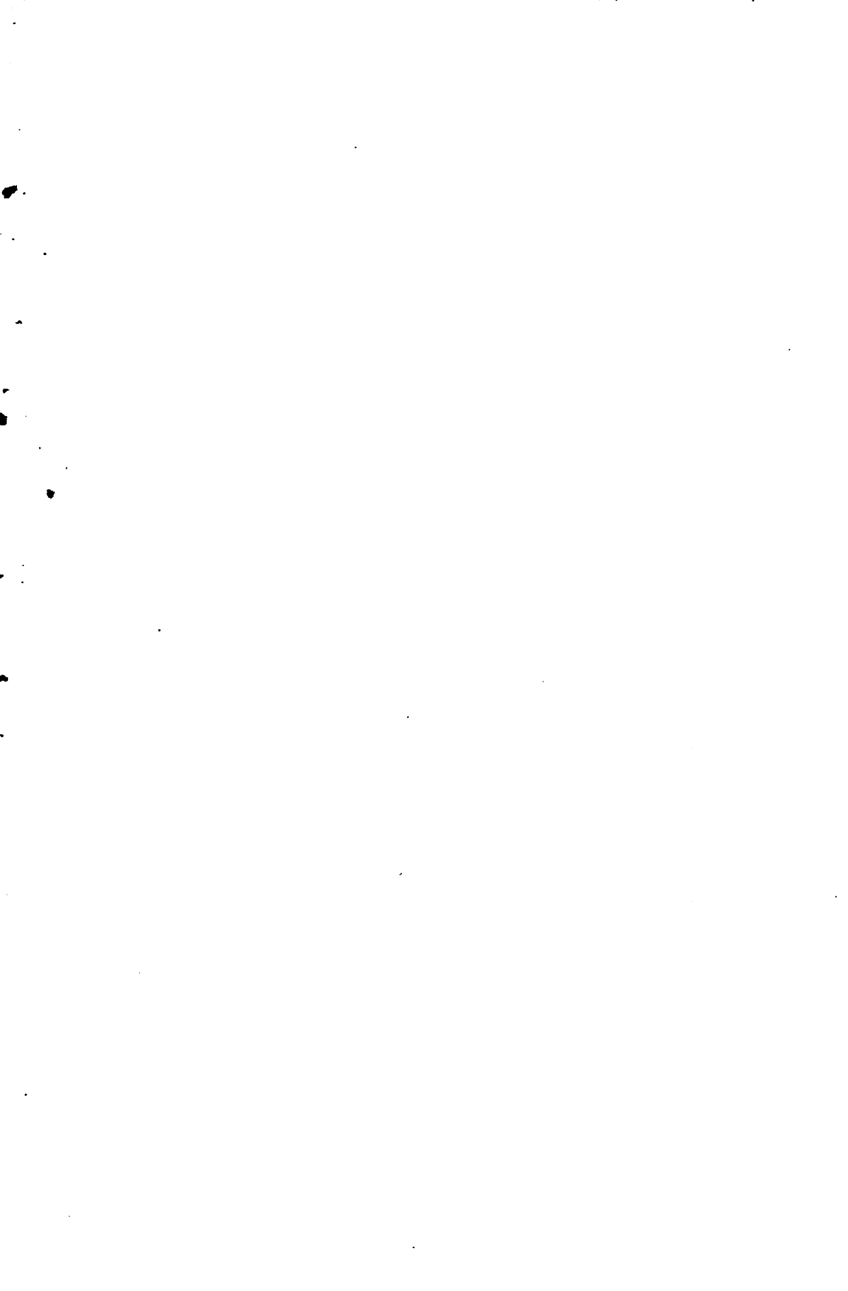








Ludwig Börne.

(1786—1837.)

Eine biographisch-literarische Studie

zur

Feier seines hundertjährigen Geburtstags.

Von

Conrad Alberti.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1886.

Im Quellenverzeichniß bitte statt Cormeine „Cormenin“ zu lesen.

Ludwig Börne.

(1786—1837.)

Eine biographisch-literarische Studie

zur

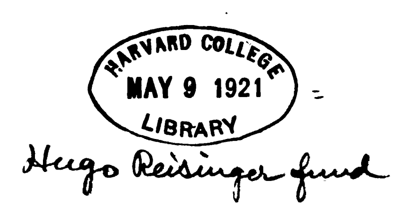
Feier seines hundertjährigen Geburtstags.

Von

Conrad Alberti.



Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1886.


HARVARD COLLEGE
MAY 9 1921
LIBRARY
Hugo Reisinger fund

Vorwort.

Der hundertjährige Geburtstag Ludwig Börne's, des großen deutschen Schriftstellers und Publicisten, ist die Veranlassung zur Veröffentlichung der nachfolgenden Studie. Dieselbe bietet sich dem Leser somit als eine Art Gegenstück meiner im vorigen Jahre im gleichen Verlage erschienenen Schrift „Bettina v. Arnim" dar. Hoffentlich hat dieselbe sich auch eines gleichen Erfolges beim Publikum und bei der Kritik zu erfreuen, wie die letztere. Die Stimmen der ersten deutschen Beurtheiler vereinigten sich im Lobe jener kleinen anspruchslosen Schrift, darunter auch die ernster Männer der Wissenschaft, wie Moritz Carrière. Ihnen Allen sei hiermit bestens gedankt und der vorliegende Versuch einer Würdigung des Landsmannes Bettina's ihrem Wohlwollen bestens empfohlen. Dies Büchlein tritt eben=

so anspruchslos, ebenso bescheiden auf wie jenes vorangegangene. Ich schreibe nicht für einen kleinen Kreis von Fachgelehrten, denen ich Neues sagen zu wollen mich nicht vermesse, ich schreibe für das größere gebildete Publikum und begnüge mich, diesem eine wahrheitsgetreue und ausreichende Darstellung des Stoffes, so wie ein paar ihm neue und es anregende Ideen in Bezug auf denselben zu bieten. Daß dies auch in dem vorliegenden Buche geschieht, glaube ich behaupten zu dürfen. Uebrigens dürfte vielleicht auch manchem Literarhistoriker die übersichtliche Zusammenfassung des Stoffes und die objektive Darstellung der Materie nicht unerwünscht sein. Daß auch vom rein literarhistorischen Standpunkt eine neue biographisch-kritische Würdigung von Börne's Leben und Schriften nicht überflüssig ist, dürfte von keinem Kundigen bestritten werden. Seit dem Erscheinen der letzten größeren Schriften über Börne ist manches veröffentlicht worden, was auf einzelne Theile seines Lebens neues Licht wirft. Ueberdies sind die vorhandenen Schriften über Börne alle mehr oder minder parteiisch gefärbt, die einen verherrlichend, die anderen verurtheilend. Die vorliegende Schrift hält zwischen beiden die Mitte und bemüht sich sowohl über den

Politiker als über den Schriftsteller und den Menschen Börne so vorurtheilsfrei als möglich zu urtheilen. Ein wenig Partei muß ja der Mensch immer nehmen, und die eiserne Objectivität ist ein der Menschennatur kaum angemessener Zustand. Die Acten über Börne dürften nunmehr wohl so gut wie geschlossen sein, denn bezüglich dessen, was noch an Documenten zu seiner Biographie aussteht — die Briefe von Henriette Herz und Jeannette Wohl-Strauß an ihn — scheint wenig Hoffnung auf Veröffentlichung vorhanden zu sein. Daher dürfte eine letzte zusammenfassende Schilderung und Beurtheilung des Lebensganges und der Schriften Börne's gerade jetzt gelegen kommen.

Es war ursprünglich vom Verfasser beabsichtigt, der Studie noch eine Auswahl aus Börne's Schriften folgen zu lassen. Aber der Gedanke wurde in der Erwägung fallen gelassen, daß die Auswahl entweder nur eine ganz beschränkte und alsdann ungenügende, oder eine umfassende und alsdann überflüssige sein müsse, weil der billige Preis verschiedener Gesammtausgaben die Anschaffung derselben auch weniger Begüterten leicht ermöglicht. —

Bei der Aufsuchung und Beschaffung des ziem-

lich zerstreuten und verschletterten Materials wurde ich von verschiedenen Seiten warm unterstützt und durch zahlreiche Hinweisungen und handschriftliche Privatmittheilungen erfreut, ganz besonders von Seite der Herren Dr. G. Karpeles in Berlin und Elias Ullmann in Frankfurt a/M. Ihnen allen meinen herzlichsten Dank.

Berlin, im Januar 1886.

D. B.

Quellen, Literatur ꝛc.

Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. Leipzig 1861.

Nachgelassene Schriften Börne's. VI Bde. Mannheim 1844—50.

Ungedruckte Urtheile Börne's über Heine. Frankfurt 1840.

Dorow, Denkschriften und Briefe V. Bd. Berlin 1841.

Arthur Müller, Moderne Reliquien. Berlin 1845.

Karl Gutzkow, Börne's Leben. Hamburg 1840.

Heine, über Börne. Hamburg 1840.

Börne's französische Aufsätze mit Einleitung von Cormenin. Deutsche Ausgabe, Leipzig 1847.

Gervinus, historische Schriften, Bd. VII.

E. Beurmann, Börne als Charakter und in der Literatur. Frankfurt 1837.

Eduard Meyer, Gegen Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergessenen Schriftsteller aus Paris. Altona 1831.

Gabriel Rießer, Börne und die Juden. Altenburg 1831.

August Boden, Heine und Börne. Mainz 1841.

Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen, herausgegeben von J. Fürst. Berlin 1850.

Aus Schleiermachers Leben in Briefen, Bd. I. und II. Berlin 1860.

Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Konrad Menzel.

Ferdinand Backhaus, B. in seinem literarischen Wirken. Zittau 1837.

Alfred Meißner, Erinnerungen an Heine. Hamburg 1856.

K. v. Holtei, Vierzig Jahre.

F. A. Brockhaus' Leben von Heinr. Brockhaus, II. Bd.

G. Karpeles, Lichtstrahlen aus Börne. Mit Einleitung. Leipzig, 1870.

Ludwig Kalisch, Pariser Leben. Mainz 1880.

Treitschke, deutsche Geschichte, III. Bd. Leipzig 1886.

Dr. Reinganum, Biographie in der Gesammtausgabe von Börne's Werken. Hamburg 1862.

Carl Grün's Biographie in der Gesammtausgabe von Börne's Werken. Wien 1868.

Allgemeine deutsche Biographie III. Börne v. M. Carrière.

u. s. w. u. s. w.

Der Beherrscher des Lebens ist der Erfolg. Nicht Gerechtigkeit, nicht hoher Wille, nicht Weisheit, nicht einmal Macht entscheiden die Kämpfe der Welt — unabhängig von ihnen wählt der Erfolg sich seine Günstlinge, und wem er sich zu eigen giebt, unterwirft sich mit seiner Hilfe die Welt. Wer das Ziel erreicht, gleichviel durch welche Mittel, wer die Thatsachen für sich sprechen läßt, sei es durch den Mund der Reclame, sei es durch den der Kanonen — den erkennen die Mitlebenden willig an. Was er thut, ist wohl gehandelt, was er sagt, schön gesprochen, er ist der Sieger, der Gott, und die Bahn, die er gewandelt, die einzig richtige, die allein zum Siege führende. Wen kümmert es, daß Andere vor ihm gleiche Ergebnisse auf ganz andern Pfaden erreicht haben, daß seine Straße mit Blutlachen und Leichen und Trümmern bedeckt ist, daß Gleichstrebende tausendmal die Richtigkeit ihrer Straßenberechnungen, die Gerechtigkeit ihrer Ansichten auseinandergesetzt haben, daß der glückliche Sieger ohne seine Vorgänger nie sein Ziel erreicht hätte, weil sie ihm mit ihren Leibern

die Wege ebneten und zum Unglück nur starben, bevor sie ans Ziel gelangten, weil er ohne ihre Fehlversuche selbst falsche Pfade betreten und in die Irre gegangen und nie auf den rechten gelangt wäre, so daß er durchaus auf den Schultern seiner Vorgänger steht? Nur an das Fertige, Vollendete hält sich die Mitwelt, das Gesetz des Kampfes ums Dasein behält sein Recht in der Lebensanschauung: der Stärkste, der Ueberwinder wird auch als der Beste gefeiert, ja als der einzig Gute: alle Andern, die vor ihm und mit ihm vergeblich strebten, sind die Thoren, die Lahmen, die Unwürdigen, und werden im Rausche der ersten Begeisterung geschmäht, zu den Schatten geworfen. Nur dem Sieger jauchzt Alles zu, die Mitkämpfer und ihre Freunde stehen abseits vom Wege und schauen mit trüben Augen, die Stirn gerunzelt, die Lippen geschlossen, dem Jubeltreiben zu.

Aber selbst der heftigste Sturm legt sich zuletzt und auch die höchste Woge stürzt endlich einmal in viele kleinere zusammen. Die laute, lärmende, oberflächliche Begeisterung verstummt bald und dringt ruhiger aber tiefer und unauslöschlicher in die breite Masse ein, das hoch aufprasselnde Feuerwerk wird zur bescheidenen aber dauernden und wärmenden Heerdflamme, und nun wagt sich die Gerechtigkeit auch wieder aus ihrem Schlupfwinkel, in den sie sich geflüchtet, hervor und ruft ihre Getreuen um sich, die ihr immer zahlreicher zuströmen. Jetzt werden

die Thaten des Siegers untersucht, und es mindert wahrlich seine Größe nicht, wenn man findet, daß außer ihm noch Anderen das Streben nach dem Hohen und Guten innewohnte und daß er theilweise darum sein Ziel erreicht, weil er sich die Erfahrungen und Fehler derer weise zu nutze zu machen verstand, die vór ihm auf dem Kampfplane gestanden. Die Mitwelt, im Begriff sich zur Nachwelt umzuwandeln, empfindet im sichren und ruhigen Besitz des Erstrebten die moralische Pflicht, Rückschau zu halten nach den lieben Todten, die vorher für sie gestritten, für sie gefallen, und die sie vielleicht im Aerger über zeitweilige Niederlagen, im Begeisterungsrausche des späteren Sieges verworfen oder gar verhöhnt hat.

Zur Erntezeit, wenn der Landmann vom frühen Morgengrauen bis zum Sinken der Sonne im Schweiße seines Angesichts die Sense schwingt, das Korn in steter Besorgniß vor drohenden Regengüssen über die Felder breitet, Tag und Nacht mit dem Binden, dem Einfahren, dem Dreschen beschäftigt ist, so daß er kaum wenige Stunden für den nothwendigen Schlummer findet, wenn er im Bewußtsein der erfüllten schweren Arbeit seiner Freude in heitern Erntefesten ungezügelten Lauf läßt — in solchen Tagen der schwersten Arbeit und der lautesten Lust, bekränzt er wohl die Werkzeuge, die ihm unmittelbar zur Vollendung der Arbeit gedient haben, die Sichel, die Sense, den Erntewagen, den Dreschflegel —

aber er denkt mit keinem Worte des Pfluges und der Egge, welche ihm im Frühjahr den Boden aufgerissen und gelockert haben und ohne deren Thätigkeit er nimmer das Korn hätte ausstreuen, nimmer zehenfältige Frucht ernten, nimmer fröhliche Feste feiern können, ja wenn sie ihm in der Scheune oder zu Hause im Wege stehen, schiebt er sie vielleicht unwillig bei Seite. Aber später, wenn die Lust vorbei ist und die Arbeit von Neuem beginnt, wenn es heißt das Stoppelfeld umzuackern zu frischer Aussaat, gedenkt er des guten Werkzeugs von Neuem und holt es hervor, setzt es in Stand und lehrt den inzwischen herangewachsenen Söhnen seine Handhabung.

So ähnlich ergeht es dem deutschen Volke mit Ludwig Börne. Wie eine scharfe, schneidende Pflugschar schnitt sein Geist einst tiefe Rinnen in das bis dahin seit langem brach liegende Nationalgefühl. Er bereitete den Boden für die Aussaat der deutschen Einheits- und Freiheitsbestrebungen, die späterhin so herrlich aufgehen sollte. Er zog tiefe Furchen und Zeilen in den damals stumpfen Sinn der Deutschen, er stürzte durch die Macht seines Wortes die Bodenfläche um, er riß manches eingewurzelte Unkraut verrotteter Vorurtheile, mittelalterlich-barbarischer Ueberreste und Gewohnheiten aus, manchen Stein im Acker warf er zur Seite des Weges. Scharfes und schneidiges Eisen war sein Wort, das unrettbar den

Boden zerschnitt, über den er es hinüberführte. Mancherlei Irrthümer und Fehler liefen ihm unter, gar oft vergaß er, daß es doch nicht todte Erdenklöße seien, über die seine Schar hinwegging, sondern lebendige, warm fühlende Menschenherzen, und durchschnitt sie unbarmherzig, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie vor Schmerz stöhnten und schrieen, ja drei-, viermal und heftiger als nöthig war, fuhr er trotzig über sie hinweg, gleich als sei Pflügen sein Selbstzweck und nicht blos Vorbereitung für die Aussaat großer und guter und freier Gedanken. Und wenn ein großer Stein im Wege lag und der Pflug stockend anhielt, ging er häufig nicht vorsichtig um denselben herum oder hob ihn aus, sondern versuchte ihn eigensinnig gleichfalls zu zerschneiden, führte das Eisen über ihn weg und schädigte so das letztere selbst, indem es stumpf ward. Nicht immer hielt er die Grenzen seines Feldes genau ein, sondern ackerte drüben im Felde des Nachbars und warf noch Unkraut von dessen Acker über den Rain auf den eignen. Ja einzelne Stellen und Ecken ließ er ganz unbearbeitet, indem er sie bei vorschneller Betrachtung für unfruchtbare Striche erklärte, und doch brachten gerade diese späterhin den reichsten Ertrag. Aber trotz seines Eigensinns und manch anderer Fehler war er doch ein wackerer und unermüdlicher Arbeiter und ermöglichte durch seine Vorthätigkeit die spätere köstliche Ernte der Einigkeit und Verfassungsordnung in

Deutschland, und bescheiden trat er vom Felde ab, nachdem er geleistet, wozu er auf die Erde gesandt war.

Bewegte Zeiten kamen. Feurigen Muthes, kühner Hoffnungen voll streuten neue Männer den Samen der edlen patriotischen Bestrebungen in die Furchen, die jener gezogen; die Freiligrath, Herwegh, Arndt, Kinkel und viele Andere, welche die Geschichte der deutschen Einheits- und Verfassungsbestrebungen nennt, sangen ihre feurigen Lieder, hielten ihre zündenden Reden. Das war ein Jubeln, ein Jauchzen als die junge Saat in den Tagen von 1848 endlich die schützende Erdkruste durchbrach und prangend aufging in saftigem Grün! Aber während die Säer in ihrer Begeisterung schon den Tag der Ernte unmittelbar bevorstehend glaubten, versäumten die Regierungen ihre Pflicht, die sie als Hüter des Feldes hatten, die jungen Pflänzchen zu schonen, zu schützen, in ihre Wartung zu nehmen, sondern waren vielmehr in unerklärlicher Verblendung bestrebt, sie wieder auszureißen, weil sie das junge Korn für Winde und Wegerich hielten. Schwere Tage zogen herauf, hier bald übermäßig leidenschaftliche Vertheidigung, bald feiges und stummes Dulden, dort Zorn und Verfolgung. Tag um Tag Stürme, Gewitter, Hagel, Regen, dann wieder wochenlange glühende Dürre. Viele Pflänzchen gingen zu Grunde, viele Halme wurden geknickt oder niedergedrückt, von

vielen streifte der Sturm und der Regen den Blüthen-
staub ab — aber die große Masse wuchs trotz Allem,
freilich langsam und beschwerlich, aber doch stetig
empor. In diesem fortwährenden Kampfe mit der
Macht der feindlichen Elemente vergaß man natürlich
allmählich immer mehr der Männer, die sich das
erste Verdienst erworben hatten, den Boden vorbe-
reitet zu haben, denn der Drang der Gegenwart
verlangte gebieterisch sein Recht. Und als es endlich
beinah schon Zeit war, die fast reife Ernte nieder-
zulegen, brachen unter den Besitzern des Feldes
Streitigkeiten aus, erhob ein scheelsüchtiger Nachbar
Besitzansprüche an das Feld, nahm die Ernte für
sich in Anspruch und wollte den rechtmäßigen Be-
sitzern verwehren, sie zu schneiden. Hilflos und
rathlos schauten wir drein, denn Alles schien ver-
loren — als zum Glück in letzter Stunde ein Mann
erstand, der mit kühner und kraftvoller Hand den
feindlichen Nachbar in sein Gebiet zurückjagte, nach-
dem er die streitenden Besitzer geeinigt. Was Wunder,
daß dieser große Mann, der das rechtzeitige Ernten
erst ermöglicht, nun als der erste aller Helden ge-
priesen wurde, daß aller Verdienst der ganzen reichen
Ernte auf sein Haupt gehäuft ward, daß man nur
das Schwert, welches das Feld vertheidigt, und die
Sense, die es geschnitten, bekränzte, des Pflugs und
des Säekorbes aber, die in einer dunkeln Ecke der
Scheuer rosteten, vergaß? Es konnte nach der mensch-

lichen Natur nicht anders sein, die jüngste Gefahr scheint ihr immer die furchtbarste und der letzte Sieg der größte.

Heut aber vermögen wir, im Vollbesitz jener großen Erwerbungen und doch schon durch mancherlei neuerliche Sorgen und Kämpfe ein wenig abgestumpft in unserem einstmaligen flammenden Enthusiasmus, gerechter zu sein, als wir es vor zehn Jahren waren, da wir noch glaubten, daß Deutschlands neueste große Epoche erst unmittelbar mit dem Auftreten seines größten jetzt lebenden Mannes beginne. Heut empfinden wir bereits, daß der Beginn derselben viel weiter zurückliegt, und daß den herrlichen Erntetagen von Königgrätz, Sedan und Versailles, die Pflug- und Saattage von Hambach und Frankfurt vorangehen mußten, daß das Verdienst der Männer von den letztern darum kein geringeres wird, weil sie ihr Werk nicht zu Ende geführt haben, sondern Andern übergeben mußten, die es zum Theil mit andern Mitteln, größerer Einsicht als sie vollendet. Es ist ein Anderes, einen Pfad durch einen Urwald anzulegen, einen Morast in fruchtbar Land zu verwandeln, ein anderes, Prachtstraßen und Paläste zu bauen — aber wie oft wäre letzteres niemals möglich gewesen, wenn das erstere nicht zur rechten Zeit, nicht mit genügender Energie geschehen wäre. Und noch eines bedenken wir. Gar oft wiederholen sich im Leben die gleichen Situationen, dieselben Verhältnisse. Deutschlands

Größe und Freiheit erscheint jetzt und für die nächste Zukunft gesichert. Aber was ist unberechenbarer als der Gang der Weltgeschichte? Ein Sturm aus heitrem Himmel kann uns plötzlich in längst überwundene Verhältnisse zurückwerfen. Ja, ist es nicht zum Theil schon geschehen? Ist es nicht ein Schritt nach rückwärts, daß in unsern Tagen eine Bewegung erschreckende Ausdehnung gewonnen hat, welche, wenn sie auch nicht ganz ohne alle Ursache und Veranlassung ist, doch geeignet erscheint, uns im Fall ihres Sieges wieder in die schlimmste und schrecklichste Barbarei des Mittelalters zu versetzen? Schien das Gespenst des Antisemitismus in Deutschland vor fünfzehn bis zwanzig Jahren, da jüdische Krieger mit christlichen vereint gemeinsam ihr Blut für das Vaterland vergossen, nicht fast völlig aus Deutschland verbannt? Und heut ist es mächtiger als je in diesem Jahrhundert und wächst, wenn sich auch inzwischen mancherlei in Deutschland zugetragen hat, was sein Wiederauftreten hie und da nicht ganz verdammt, doch weit über seine berechtigten Schranken hinaus. Es thäte wahrlich Noth, daß heut ein zweiter Börne aufstünde und mit der Kraft seines tödtlich treffenden Wortes, mit seinem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn wieder darlegte, was an jenen Bestrebungen beachtungswerth, was verdammlich sei und die Fanatiker beider Parteien unerbittlich in ihre gebührenden Schranken zurückwiese. Da aber Keiner unter uns lebt, der stark und gewandt genug

wäre, das Schwert des Frankfurter Schriftstellers von der Wand zu nehmen und wieder zu Abwehr und Angriff siegreich zu schwingen, wird man sich vorläufig noch an den alten, ursprünglichen Börne halten müssen und halten dürfen, denn seine Worte gelten, wie wir sehen werden, in vielen Punkten heute noch wie damals.

Auch auf manchem andern politischen, literarischen und gesellschaftlichen Felde drohen Rückfälle. Unsere Literatur, unser Theater scheint wieder wie einst zum Spielball alter Weiber und unreifer Backfische herabsinken zu wollen, und in einem Theil unserer Tagesblätter führen Unkenntniß, Unredlichkeit, servile Kriecherei, Parteityrannei, wieder das große Wort, kurz auf einigen Gebieten des Lebens drohen vorbörnische Zustände. Und da möchte es angezeigt sein, sich bei Zeiten nach einer Waffe gegen dieselben umzusehen, das eigne Wort am Vorbilde eines kühnern und gewaltigern zu kräften, aus der Lebensgeschichte und den Werken eines starken Vorkämpfers uns Ermuthigung für das Kommende zu schöpfen und uns auf die Rolle vorzubereiten, die eine nicht zu ferne Zukunft vielleicht für uns bestimmt hat. Wie es ja im ewigen Wechsel der Weltbegebenheiten so oft geschieht, daß heut wieder neu und modern und für die Zeit passend erscheint, was uns gestern noch veraltet und unbrauchbar dünkte, so wird wohl noch ein Tag kommen — und seine Morgenröthe ist vielleicht schon angebrochen — an dem auch Börne

und seine Werke, heut oft mit Achselzucken betrachtet und zum alten Eisen geworfen, wieder auf der Tages-ordnung erscheinen dürfen, wieder für zeitgemäß gelten werden. Denn es sind gute, alte Damascenerwaffen, schneidig und biegsam, der beste Stahl, nur daß sich hier und da im Laufe der Jahre ein brauner Rost-flecken angesetzt hat, den zu beseitigen dem Kundigen eine Kleinigkeit ist, und daß die Form und Gestalt mittlerweile nicht mehr ganz mit der heut gebräuch-lichen übereinstimmt. Was aber guter Stahl ist, ver-geht nicht wie Tomback und Plunder, sondern bleibt stets gediegen, behält seinen Werth für immerdar, wenn auch die Zeit ihm ihre Spuren aufdrückt und die Form eine andere wird.

So laßt uns denn bei Zeiten daran denken, unsere Felder umzuackern, unsere Wehrkraft zu üben und Pflugschar und Waffen in Stand zu setzen, sonst überraschen uns die Stürme des Winters und es ist zu spät, Aussaat zu streuen und die Freiheit zu vertheidigen, und wir müssen hungern und darben und als Sclaven leben. Und damit wir bei Zeiten gerüstet seien zur Saat des Guten, der wahren geistigen Frucht, zum Kampfe wider Hasser und Neider und Spötter, und damit wir denen die Ehre geben, welche uns die unentbehrlichen Vorarbeiten zur letzten Ernte, zum letzten Siege geleistet, so lasset uns wieder unseres Börne gedenken, von ihm sprechen und seine Schriften lesen! —

Daß Börne also noch nicht veraltet ist, wie man oft behauptet hat, erscheint klar. Daß aber sein Wesen, sein Leben und seine Werke auch mannichfach und anziehend und einer Schilderung werth sind, wird Niemand bezweifeln. Der Standpunkt, den Börne als Politiker einnahm, ist schon in vielen Punkten überwunden, wir können heute mit ziemlicher Genauigkeit feststellen, wo er staatsmännische Weisheit gesprochen, wo er geirrt, aber gerade seine Irrwege ziehen uns vielleicht mehr an als seine rechten Pfade. Er war voll und ganz ein Kind seiner Zeit, mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen, ihrem kühn voranstürmenden, begeisterten Idealismus, dem leider nur öfters der nüchterne auf Wissen gegründete Sinn für die praktischen Bedürfnisse des Lebens fehlte, mit ihrem gewaltigen Drange nach Wahrheit, Freiheit, Recht, Verbrüderung, der nur bisweilen der von der Natur weise gezogenen Grenzen der Nationalität spottete und in Jahren umbauen wollte, was jahrhundertelange Gewohnheit geschaffen. Auch das Niederreißen ist eine Kunst, die auf Forschung und Studium gegründet ist — bilde die Kraft und der begeisterungsfrohe Wille sich nicht ein, es ohne weiteres zu vermögen. Niederreißen ist bisweilen schwerer als aufbauen, und der voreilige Abträger gefährdet bisweilen mehr Menschenleben als der unvorsichtige Baumeister. Jedoch man vergesse nicht, daß es heut leicht für Jeden von uns ist, über die politischen Irrungen der vorangegangenen

Generation abzusprechen, nachdem des Schicksals Huld uns auf den rechten Weg geführt hat. Wie oft mehrere Schächte vergebens gegraben werden müssen, bis der letzte auf die gesuchte Quelle oder den erwünschten Flötz führt, so muß man auch im politischen Leben zumeist sich erst von der Vergeblichkeit mancher Strebungsrichtungen überzeugen, bis es möglich ist, die zum Ziel führende zu treffen. Die heut als Sieger im politischen Leben triumphiren und auf glänzende Erfolge zurückschauen, hätten vermuthlich jämmerlich geirrt, wenn sie damals gezwungen gewesen wären am Steuerruder zu sitzen.

Aber wenn man auch gegen den Politiker Börne nicht ohne Berechtigung Einwände erheben kann, dem Menschen und dem Schriftsteller wird einstimmiges Lob nicht vorenthalten werden können. „Börne war ein Charakter", hört man wohl oft sagen. Damit ist sein Wesen nicht vollständig bezeichnet. Er war ein ganzer und voller Deutscher. Alle Seiten unseres Nationalcharakters spiegeln sich aus ihm wieder. Selbst wo er nicht deutsch war, wo er das Fremde ungebührlich dem Einheimischen vorzog, war er durchaus deutsch, denn gerade im Unterschätzen des eignen Werthes, im Ueberschätzen des Fremden beruht ein Hauptfehler unseres eigenen Volkes. Fest und treu, muthig und kühn, hartnäckig, voll latenter Leidenschaft, ein Vulkan unter der Rinde eines Gletschers, war Börne. Aber er war ein Deutscher

aus dem Anfang dieses Jahrhunderts und ein Hauch jener phantastischen Romantik, die er so sehr bekämpfte, lag auch über ihm und seinen Ideen — und wiewohl ein Gegner Hegels, war er doch selbst tief befangen in den Banden der Hegel'schen Art zu denken und sich die Welt aus Begriffen zu construiren. Er rühmte sich ein Weltbürger zu sein und blieb doch mitten im leichtlebigen, lustigen, cosmopolitischen Paris ein stiller, ernster, fleißiger Deutscher und bekämpfte Goethe, der ihm doch eigentlich das Musterbild eines Weltbürgers hätte sein sollen.

Börne's Leben ist wie das der meisten modernen Menschen an inneren Wandlungen reicher als an äußeren. Die Formen und Gewohnheiten des heutigen Lebens verpönen die gewaltigen Umwälzungen im privaten Leben nach Möglichkeit und suchen sie durch eine langsame stetige Entwicklung zu ersetzen. Das äußere Leben wird immer einförmiger, und der große gewaltige und gewaltsame Zug früherer Zeiten ersetzt sich durch eine Reihe wichtiger und einflußreicher Einzelerscheinungen und kleinerer Vorgänge. Große Katastrophen fehlen dem Leben Börne's, aber es offenbart sich uns als ein von angeborenen und fleißig erworbenen Gemüths- und Geistesschätzen überquellendes Leben: Liebe, Begeisterung, Streben nach hohen Zielen, Wahrheitssinn und wo es Noth thut auch Haß und Kampfzorn treten darin hervor und das Ganze wird von den goldnen, wärmenden Strahlen

eines wahrer Empfindung entspringenden Humors umstrahlt.

Es ist auch ein gutes Stück moderner deutscher Culturgeschichte in diesem Leben. Für die meisten Vorgänge auf den verschiedensten Gebieten des dicht verästelten modernen Lebens empfand Börne reges und anhaltendes Interesse. Wenn ihm die Universalität Goethe's fehlte, dieses die ganze menschliche Cultur umfassenden Riesengeistes, und ebenso seine bewundernswerthe, Alles durchschauende, Alles als berechtigt anerkennende Sachlichkeit, so weiß er durch sein lebendiges, persönliches Auffassen der Dinge denselben einen eigenen angenehmen Reiz zu geben. Fast alle Lebensströmungen der fränkischen Riesenstadt, die damals in der That noch das Centrum Europa's war, während mehrerer Jahre spiegeln sich in Börne's Hauptwerk wieder. Und so lernen wir von ihm zwar nicht die Dinge ganz so kennen, wie sie wirklich waren, aber wir erfahren, wie sie den Sinnen vieler tausend Zeitgenossen erschienen, welchen Eindruck sie machten, und besitzen so werthvolle Beiträge zur Kenntniß des Lebens und Treibens und Denkens der Völker jener Jahre. Denn Börne ist in seinen Schriften beinahe nichts anderes als der Dolmetsch der öffentlichen Meinung, was er schrieb, war aus der Seele von Tausenden geschrieben. Börne ist ein Typus und vielleicht der wichtigste seiner Zeit. Möglich, daß diese Bedeutung seiner

Schriften erst in vielen Jahren hinreichend gewürdigt werden wird.

Daß Börne ein Schriftsteller war, wie Deutschland ihrer wenige hatte, wird niemand bestreiten, selbst seine erbittertsten Feinde haben ihm seinen Stil lassen müssen. Er hat ihn sich durch Fleiß und Kunst erworben. Im Anfang noch ein wenig weitschweifig, überschwänglich, geziert und kühl, wurde er von Aufsatz zu Aufsatz einfacher, natürlicher, kräftiger, wärmer. Fortreißende Begeisterung zu erwecken war ihm ebenso gegeben wie der Ausdruck des schneidendsten Hohns, des düstersten Grolls, der kältesten Verachtung. Immer aber war, was er schrieb, „Blut seiner Adern, Saft seiner Nerven“, sein Herz dictirte öfter und besser der Hand als sein Kopf. Börne ist der Begründer des modernen deutschen Journalismus. Er war kein Bücherschreiber, nach eigenem Geständniß konnte er Bücher nur schaffen, indem er Blättchen auf Blättchen legte. Aber gerade dadurch wurde er der Begründer einer neuen stilistischen Schule. Leichtigkeit und Beweglichkeit, gesunde Mischung von Scherz und Ernst, dabei eine eigenartige packende und fesselnde Kraft zeichnen seinen Stil aus. Ab und zu findet sich wohl einmal eine undeutsche Wendung, aber im Allgemeinen hat nach Goethe und Humboldt Niemand so klar, für Jeden faßlich, und so eindringend, so echt deutsch und der historischen Entwicklung der Sprache gemäß zu schreiben verstanden, als der Jude

aus dem Frankfurter Ghetto. Was ihm an classischer Ruhe abgeht, ersetzt er durch moderne Verständlichkeit und Eindringlichkeit. Seit Lessing hat kein deutscher Schriftsteller eine solche Kraft und Kunst der Polemik, eine solche Schärfe der Kritik entwickelt. Börne ist der erste deutsche Journalist von Bedeutung und Volksthümlichkeit und ist in dieser Hinsicht ein Classiker, dessen Werth bei der heutigen Bedeutung der Presse unmöglich verkannt werden darf.

Wenn Beaumarchais erklärte, sein Leben sei ein Kampf gewesen, so hätte Börne ein Recht gehabt, dasselbe zu sagen. Wohl war er kein Abenteurer, der die Länder Europa's durchzog, wohl erwarb er sich keine Schätze und Ehren und versuchte nie mit Gewalt eine Rolle in der Gesellschaft zu spielen, nie führte er den Degen oder die Pistole zu keckem Angriff, ja er bestieg nur selten und ungern den Rednerstand, sondern saß lieber ruhig und zurückgezogen in seiner Arbeitsklause und beobachtete von da das wilde, brandende Leben rings um dieselbe herum; aber er strebte nach Höherem als Rang und Schätzen und sozialer Stellung, er strebte nach dem Glück und der Liebe aller Guten und Einsichtsvollen, er wußte schärfere Waffen zu führen als Degen und Pistole, denn die Macht des geschriebenen Wortes, die Gewalt der ehrlichen Meinung und des Witzes standen ihm zu Gebote, und er gebrauchte sie schonungslos gegen Heuchler und Dunkelmänner,

Despoten und Pharisäer, Dummköpfe und Schurken, er glaubte an den endlichen Sieg des Edlen in der Welt und stritt dafür so lange, bis er „müde war wie ein Jagdhund“. Nie mißbrauchte er die Macht über die Oeffentlichkeit, welche sein Talent ihm verliehen, zu Gunsten einer schlechten oder eigenpersönlichen Sache, nur „heiligen und ernsten Dingen“ war seine eherne Feder geweiht, und keine Erdenmacht hätte ihn vermocht wider seine Ueberzeugung zu schreiben.

Er hatte nicht nur als Politiker, sondern auch als Mensch und Schriftsteller seine Schwächen und Fehler, die in der folgenden Darstellung keineswegs verschwiegen oder bemäntelt werden sollen. Wer hätte ihrer nicht? Die Menschen nach dem Maßstabe des Ideals messen wollen, das sich einige Philosophen zurechtgelegt, heißt die Menschen nicht kennen. Es giebt keine vollkommenen Naturen, so wenig es Menschen giebt, die physisch und psychisch vollständig leidenlos sind. Einen kleinen Fehl, und sei er noch so unbedeutend, noch so verborgen, trägt Jeder an sich, und oft kommt es nur auf einen Zufall an, ob aus diesem kleinen, verborgenen Fehl jahrelange Leiden, Siechthum und schließlich körperlicher und geistiger Tod entstehen. Ein Mensch ohne Fehler wäre uns unerträglich, wir würden ihm gegenüber nie das Gefühl verlieren, er gehöre nicht zu uns, wir würden ihn quälen und peinigen bis er uns gleich würde oder uns verließe. Daß ein Anderer

höher steht, als sie, ertragen die Menschen, nicht aber, daß er größer sei als sie. Und so ist Börne fast nur von solchen verkannt worden, die an Geist, Talent und Charakter unter ihm standen. Die sich aber hinaufzuschwingen vermochten zur reinen, wenn auch bisweilen kalten Aetherhöhe seiner nach Wahrheit, Recht und Freiheit strebenden Lebensanschauung, solche haben ihn stets geliebt und werden ihn auch heut noch lieben. —

Die freie Reichsstadt Frankfurt am Main, der deutschen Kaiser Krönungsstadt, genoß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das besondere Glück, eine Reihe großer und bedeutender Talente innerhalb ihrer Mauern zur Welt kommen zu sehen. Am Hirschgraben ward Frankfurts größter Sohn, Goethe, geboren, auf der großen Sandgasse, im Hause „Zum Kopf", hatte die Familie Brentano ihr Heim aufgeschlagen, in der Judengasse erblickte das größte Finanzgenie der Neuzeit das Licht und unweit davon trat Ludwig Börne die Laufbahn seines Lebens an, Savigny, Bethmann — sie alle gehören jener Periode Frankfurts an. Niemals, weder vorher noch nachher hat die große und reiche Stadt ähnliches Glück in so kurzem Zeitraum genossen, und jene Epoche wird ihr daher für immer als eine höchst ruhmvolle und merkwürdige gelten dürfen.

Frankfurt am Main ist eine an Denkmälern und historischen Erinnerungen überaus reiche Stadt. So schön und elegant die neuen Stadttheile, zumal die Anlagen in der Nähe der Bahnhöfe sind, so fühlt

man sich im Innern der Stadt nicht selten noch ganz ins Mittelalter zurückversetzt. Da sind die engen, holprigen, winkligen Gassen, die spitzen Giebelhäuser mit den über einander vorragenden Stockwerken. Auf dem Römerberg stehend, wird man noch völlig von mittelalterlicher Romantik umweht, die Schauer der Jahrhunderte steigen angesichts dieser alten ehrwürdigen Gebäude auf den Beschauer hernieder. Pietätvoll und weise ist es, diese zahlreichen Reste der Vergangenheit sorgsam zu erhalten. Anders aber sieht es draußen in jenem Theile aus, in welchem sich früher das Ghetto befand. Von den steinernen Zeugen des Jammers und Elends, das hier gehaust, ist kaum noch eine Spur vorhanden, eine große, breite Straße, Börnestraße genannt, ist hier durchgelegt, zu beiden Seiten derselben erheben sich theils vollendete, theils im Entstehen begriffene schöne Neugebäude, und von der altjüdischen Ghettoromantik, wie man sie noch in Prag findet, ist hier kaum eine Spur mehr. Schon wohnen mehr Christen als Juden in diesem Viertel der Stadt.

Das war früher anders. Da war das Frankfurter Ghetto eine enge, schmutzige Gasse, selbst an Sommertagen nur in eine gewisse Halbhelle getaucht, denn die eng aneinander gedrängten Häuser mit den weit vorspringenden Stockwerken gewährten den Sonnenstrahlen nur kümmerlichen Durchgang. So eng war die Gasse, daß zwei Wagen einander in

derselben nicht ausweichen konnten. Vor den alten, schwarzen, theilweis baufälligen Häusern spielten schmutzige kleine Kinder, gebeugte Gestalten in schwarzen Röcken huschten dazwischen umher und hinter den verblindeten Fensterscheiben hervor tönte näselnder Gesang oder Zanken und Greinen in einer widerlichen, halb jüdisch, halb deutschen Mundart.

Das Haus No. 118, ungefähr in der Mitte der Gasse, war im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts der Wohnsitz einer Familie, welche den unter den Juden nicht seltenen Namen Baruch führte. Es war noch nicht lange her, daß die Familie nach Frankfurt übergesiedelt war. Sie hatte bis dahin in Bonn gewohnt, und das Haupt derselben, der ehemalige kurfürstlich Kölnische Hoffinanzagent Baruch wohnte noch daselbst, und kam nur von Zeit zu Zeit hinüber nach Frankfurt, um mit seinen Söhnen geschäftliche Operationen zu besprechen. Der alte Baruch war ein wohlhabender und ein feiner Mann, dazu ein halber Diplomat. Er hatte einst bei einer Vakanz des kurfürstlichen Stuhls zu Gunsten eines österreichischen Erzherzogs große Thätigkeit entfaltet, ihm die Mehrzahl der Wahlstimmen am Capitel zugewendet, und Maria Theresia hatte sich ihm in einem eigenhändigen Schreiben dafür als verpflichtet bekannt und die Versicherung ertheilt, daß er und seine Nachkommen in Oesterreich jeglicher Zeit Schutz und Vorschub

finden würden. Die Söhne hatten in Bonn die Schule besucht, wobei sie vielfach in kameradlichen Beziehungen zu einem ihrer Mitschüler mit Namen Metternich gestanden hatten, und waren dann nach dem lebhaften und industriellen Frankfurt gezogen, wo sich ihnen ein ganz anderes, weiteres Feld zu ersprießlicher Thätigkeit bot. Der rührige und gewandte Großvater erhielt zufolge seiner hohen Protection viele und ertragreiche Aufträge, so im Revolutionskriege große Lieferungen für die österreichisch-belgischen Städte, und das Vermögen der Familie mehrte sich von Jahr zu Jahr.

Am 6. Mai 1786 herrschte im Baruch'schen Hause große Aufregung: es war ein Sohn zur Welt gekommen, der zweite, den die Hausfrau ihrem Gemahl schenkte [1]). Er erhielt den Namen Löb. Die Freude war groß im elterlichen Hause, und das Ereigniß trug dazu bei, die innigen Beziehungen

1) Früher nahm man fälschlich andere Daten, einige den 18., andere den 22. Mai an. Im „Testament der Zeitschwingen" giebt Börne aber selbst den 6. Mai als seinen Geburtstag an. Es heißt dort: „Ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 sanft gestorben, statt daß ich an diesem Tage erst geboren bin". Auch existirt ein Brief Börne's an die „Loge zur aufgehenden Morgenröthe", in welchem er ebenfalls den 6. Mai als Geburtsdatum angiebt. Wir müssen uns daran als die einzigen officiellen Documente halten, da die sogenannten Hebammenbücher aus jener Zeit verbrannt sind.

zwischen den einzelnen Familienmitgliedern, die ja in jüdischen Kreisen sich oft so anziehend äußern, noch zu verstärken. Die erste Sorge war zunächst natürlich — die Amme. Leider scheint man bei der Wahl nicht mit genügender Vorsicht zu Werke gegangen zu sein. Börne sagte später einmal selbst: „O hätte ich sechs Fuß, dann wäre ich ein anderer Kerl! Aber meine Sorle! Ach, es ist zum Weinen! Sorle war meine Amme, ein kleines schwarzes Wesen mit feurigen Augen, ganz Nerv ohne Fleisch und Knochen! Woher Fleisch und Knochen? Das ganze Jahr nichts Kräftiges zu essen und die ganze Woche mit mir eingesperrt in der Judengasse und am Samstag nicht weiter als auf die Zeil." Die unglückseligen Frankfurter Judengesetze, welche den Juden wie ein Thier in das enge, dumpfige, ungesunde Ghetto sperrten, — die Macht der Gewohnheit bei den Juden, die sie schließlich ein Bedürfniß nach frischer Luft gar nicht mehr empfinden ließ, schufen aus den ehemaligen Ackerbürgern und Kriegern jene ungesunden, blassen, nervösen, schmalbrustigen Menschen, welche als Kinder schon die Miene und Haltung von Greisen zeigten.

Nachdem Börne ein klein wenig herangewachsen war, kam er unter die Herrschaft der alten Ellen. Fast jede altjüdische Familie hatte — und viele haben dies noch — ein altes weibliches Factotum bei sich, das schon den Eltern gedient hatte und sich

durch wirthschaftliche Kenntnisse werth zu machen verstand. Die alte Ellen war die Tyrannin des Baruch'schen Hauses. Der Vater war den größeren Theil des Jahres auf Reisen abwesend, die Mutter aber war eine schwache und unbedeutende Frau. So mußte der junge Löb auf das verzichten, was am meisten zur frühen Bildung des Gemüths und Charakters beiträgt, die liebevolle unermüdliche Erziehung der Eltern, und war von frühen Tagen nur auf sich selbst und seinen Lehrer angewiesen. So ward der Zufall sein eigentlicher Erzieher. Die einzige, die ihn noch hätte beeinflussen können, die alte Ellen, vertrug sich nicht mit dem Knaben, sein frühreifer Fürwitz, seine Scheuhaftigkeit gefielen ihr nicht, sie mochte ihn nicht leiden und schuf ihm so offen und heimlich manches Leid.

Davon, daß Löb in einer großen, reichen, mächtigen, freien Stadt, einem der ersten Orte Deutschlands geboren worden war — sonst ein unberechenbarer Vortheil für die Geistes- und Charakterbildung eines Menschen — zog er wenig Nutzen. Er war ja der Sohn eines Juden und gehörte als solcher zu einer in Frankfurt unterdrückten, gehaßten, verachteten Menschenklasse. An wenig andern Orten hat sich der Judenhaß in so scharfer und furchtbarer Weise kundgethan, als hier. Ja, im frühen Mittelalter waren die Juden in Frankfurt, als sie dem Kaiser

noch unterthan waren, den christlichen Mitbürgern fast gleichgestellt. Aber auch hier bewährte es sich, daß es keine schlimmere Knechtschaft giebt, als die einer aristokratisch-oligarchischen Republik, und daß namentlich den Juden die Monarchie größere Vortheile gewährt. Einem aufgeklärten und klugen Monarchen werden alle Unterthanen gleich lieb sein, falls sie ihre Pflichten gegen ihn, in erster Linie die Steuer- und Militärpflicht, treu und redlich erfüllen, und er wird alle guten Unterthanen mit gleicher Macht schützen. In der Bürgerrepublik kommen alle schlechten Leidenschaften der Bürger gegen die Juden zum Durchbruch: dünkelhafter Hochmuth und vor Allem Brotneid. Die Unterdrückung der geschäftlichen Concurrenz, die Einschränkung der Fabrikationsthätigkeit der jüdischen Mitbürger wird zum Hauptpunkt ihrer antijüdischen Bestrebungen, und schöne ideale Phrasen von Stammes- und Glaubenseinheit müssen den wahren Kern ihrer verwerflichen materiellen Bestrebungen umhüllen. Daher sind auch heute die Juden Thoren, welche ihr Heil in einer Demokratie sehen. In einer Republik Deutschland würde sich sofort Alles vereinen, die unbequemen Concurrenten aus dem Lande zu treiben — ein kraftvoller Constitutionalismus bietet bei der heutigen politischen und wirthschaftlichen Durchschnittsbildung der Deutschen die einzige Möglichkeit einer allmählichen vollständigen Emancipation der Juden.

Sobald die Frankfurter Juden unter die Herrschaft der Bürgerschaft und des Rathes gekommen waren, begannen ihre schlimmen Tage, welche zur Zeit der Jugend Löb Baruchs noch in voller Kraft bestanden. Die Juden durften nur innerhalb des Ghettos wohnen, dessen Thore zu einer bestimmten Stunde (Sonntag schon um vier Uhr Nachmittags) geschlossen und militärisch bewacht wurden, so daß Niemand heraus noch herein durfte. Den Römerberg durfte kein Jude betreten, auf der Promenade nur den Fahrweg nicht aber den Fußsteg. Wenn ein Gassenbube auf der Straße einem Juden: „Mach Mores, Jud“ zurief, so mußte dieser den Hut abnehmen, wollte er nicht Schläge riskiren. Kein Jude durfte Advokat oder Beamter werden, nur vier Aerzte dieses Glaubens wurden in der Stadt zugelassen. Die Zahl der Ehen unter ihnen war auf 15 im Jahre beschränkt. In keinen der wissenschaftlichen, künstlerischen oder geselligen Vereine wurden Juden aufgenommen. Die Liste dieser blödsinnigen Alfanzereien ließe sich bis ins Unendliche verlängern, wenn solches Bemühen nicht zu lächerlich und widersinnig erschiene. Aber dieser Blödsinn beherrschte damals die Welt, und in Frankfurt waren selbst die höchsten, vornehmsten und „gebildetsten“ Kreise davon ergriffen. Eine Bettina Brentano durfte mit einem alten Juden, den sie lieb gewonnen, nur ganz heimlich zusammenkommen, denn ihre vornehmen Ver-

wandten würden ihr solches als ein unsühnbares Verbrechen angerechnet haben.

Daß unter solchen Umständen sich in dem engen, schmutzigen Ghetto kein anregungsreiches, angenehmes Leben entwickeln konnte, erscheint klar. Je mehr man sie um ihres Judenthums willen bedrückte, desto inniger hingen die Juden natürlich an demselben, desto weniger wollten sie von Anderem wissen. Nur jüdische Gesetzeskunde, jüdische Bildung ward den Kindern gelehrt. Von den Künsten, dem politischen und gewerblichen Leben völlig, dem wissenschaftlichen fast ausgeschlossen, hielten sie sich um so fester und eifriger an den Erwerb durch den Handel, zumal mit Staatspapieren. Die Börse ward ihnen zum zweiten Tempel und die Metalliques zu Gesetzesrollen. Nichts als der baare, bloße Geldgewinn ward ihr Streben und vom Sinken und Fallen der Börsenpapiere, von Staatsanleihen und Loosen ward wie von den heiligsten Dingen gesprochen. Freundlichkeit, Grazie, geistige Anregung fehlten, zumal im Baruch'schen Hause, wo der fast gänzlich abwesend war, der solche allein hätte gewähren können. In dieser Umgebung wuchs nun Löb auf. Schon frühzeitig entwickelten sich ausgesprochene Charaktereigenschaften bei ihm, begünstigt durch die Umstände, in denen er lebte. Er suchte wenig die Spiele der Altersgenossen auf, er war scheu, zurückhaltend, träumerisch. Seine Gesundheit blieb zart. Mit den

Eltern hatte er wenig Gelegenheit zu verkehren. Dem Vater gegenüber war er immer ängstlich und gehorsam. Bisweilen sah er den Großvater, wenn dieser von Bonn herüberkam und im „Weißen Schwan" logirte. Der Alte fühlte sich zu dem Enkel hingezogen, und als in seiner Gegenwart letzteren einmal Jemand wegen seiner Schweigsamkeit ausschalt, sagte er beruhigend: „Laßt mir nur den Löb! Der wird noch einmal ein großer Mann!" Löb sprach selten und wenig, aber meist war, was er sagte, treffend und zeigte von Witz und Beobachtungssinn. Mit der alten Ellen führte er bisweilen scharfe Wortgefechte. Seine träge Theilnahme an den Religionsübungen veranlaßte sie einmal zu der Aeußerung: „Wenn du Rabbi wirst, so läßt sich gewiß bald die ganze Gemeinde taufen." — „Dann bleib' ich der einzige Jude," entgegnete Löb, „und verderbe deinen Kindern den Handel." — „Du kommst gewiß nach deinem Tode in die Hölle," rief ihm die Alte unwillig zu. „Das thäte mir leid," entgegnete schlagfertig der Knabe, „daß ich nicht einmal im Jenseits vor dir Ruhe haben sollte." Der Großvater hatte auch ein Haus in Mergentheim in hübscher ländlicher Gegend, und dort verlebte der kleine Löb manche angenehmen und fröhlichen Kindertage an der Seite aufgeweckter Altersgenossen.

Mittlerweile war Löb in die Jahre gekommen, da er anfangen mußte, sich die für's Leben noth-

wendigen Kenntnisse anzueignen. Der Vater war trotz seines vielen Verkehrs mit Christen und seiner feinen Manieren, trotz seiner Brillanten, seiner saubern Wäsche und seiner Vorliebe für Blumen, die er auf den Sohn vererbte, ein strenggläubiger Israelit, der auch auf die vorgeschriebenen Formen und Ceremonien großen Werth legte. Von Gesinnung durch und durch conservativ, jeder Neuerung feindlich, wünschte er seine Kinder auch streng nach der alten Regel erzogen. Er wollte jedem Anstoß in der Gemeinde aus dem Wege gehen und konnte daher erst nach längerem Weigern dahin gebracht werden, neben dem hebräischen auch deutschen Unterricht in seiner Familie zu gestatten, jedenfalls aber sollte der hebräische vorgehen. Der junge, gebildete Pädagog Jakob Sachs ward zu diesem Zweck in sein Haus aufgenommen. Sachs war ein Anhänger der neuen Richtung, welche die Aufklärung und moderne Bildung unter den Juden verbreitet zu sehen wünschte, und nicht selten kam es zwischen ihm und dem alten Baruch zu Meinungsverschieden-heiten. Von seinen Zöglingen war Löb der beste Schüler. Rühmliche Lernbegier zeichnete ihn aus, er wurde ein eifriger und tüchtiger Hebräer. Aber er hatte für das Hebräische nur wissenschaftliches Interesse, keine pietätvolle Theilnahme, denn als er späterhin edlere und bessere Wissenszweige kennen lernte, bemühte er sich sofort sein hebräisches Wissen bis aufs Aleph zu vergessen, ein Bemühen, das ihm

trefflich gelang. Die Gebete, die zahlreichen Ceremonien im Tempel und im Hause blieben für ihn nur todter Formelkram, sein Herz war nicht dabei; er athmete auf, als er sie draußen unter andern Menschen ablegen durfte. Frühzeitig wurden seine Neigungen dem Judenthum entfremdet. Sobald er zu denken begann, fand er es lächerlich, Gebete für die Wiederherstellung des Tempels zu sprechen, während man sich in Deutschland wohler fühlte, als in Palästina, und tausendjährigen Kummer, stete Sorge und Noth zu erdulden wegen des Bewußtseins einer Zusammengehörigkeit von überaus zweifelhaftem Werth. Tagtäglich sah er die ungerechtesten Unterdrückungen um sich herum, sein Herz schlug warm und kräftig für die ungerecht Unterdrückten, er empfand die allerherzlichste Zuneigung für die Juden als widernatürlich bedrängte Menschen, aber die jüdische Art und Sitte konnte ihm nicht zusagen. In diesen Anschauungen wurde er vielfach durch seinen Lehrer bestärkt. Er sehnte sich nach geistiger und gemüthlicher Anregung, nach einem weiteren geistigen Horizont, aber er fand ihn nicht in seiner Umgebung kalt rechnender Geschäftsleute, nicht in den hebräischen Büchern, die er zu lesen erhielt. Sein Lehrer brachte ihm Werke von Schiller, von Jean Paul, die jüdischen Briefe des Marquis d'Argens, und eine neue Welt ging ihm auf. Freiheit des Thuns und Denkens, — Gleichheit der Menschen, — Würde und Erhabenheit des

Geistes, der Vernunft, — Dichtung und Kunst, — Gerechtigkeitssinn und Humanität — das waren andere Begriffe, als die des stummen Leidens, ingrimmigen Hasses, gierigen Gelderwerbs und einer rein mechanischen Frömmigkeit, welche er bisher in sich aufgenommen. Eine Revolution ging in seinem Denken, seinem Empfinden vor und mächtiger als bisher strebte sein junger Geist hinaus in die Weite, heißer drängte es ihn, mit Gleichgesinnten zu jauchzen und zu lieben, sich im freien Strom des Lebens zu baden, sein kleines Schifflein den mächtigen Fluthen desselben anzuvertrauen. Aber wenn er nun hinaus wollte zum niederen Thor der übelduftenden Judengasse, stieß ihn der wachehaltende Soldat mit rauhem Schimpfwort zurück in den alten Koth, ins alte Elend. Und vor Zorn weinend rief er dann wohl seinem Lehrer zu: „Ich gehe da blos nicht hinaus, weil der Soldat stärker ist als ich.“ Bitterkeit gegen die tyrannischen und ungerechten Christen, die ihn so eng eingesperrt hielten, bemächtigte sich dann bisweilen seiner, allein der verständige Lehrer wußte dieses Gefühl mit klugen Worten aus seinem Herzen zu vertreiben. Er nöthigte ihn, den Kreuzer, um welchen ein christlicher und ein jüdischer Knabe gleichzeitig bettelten, dem ersteren zu geben, und wenn Löb trotzig entgegnete, weshalb er seinen Feind noch beschenken solle, wies der Lehrer ihn sanft darauf hin, daß die Christen nicht die Feinde, sondern die Brüder der

Juden seien. So lernte er von früher Jugend an alle Menschen gleich achten und ehren und die Mitglieder einer Kaste, einer Religion nicht denen einer anderen vorziehen, so ward ihm früh der Gleichheits- und Billigkeitssinn ins Herz gepflanzt, der ihm späterhin in solchem Grade zu eigen wurde, daß er nicht selten seine Partei, seine Nation auf Kosten Fremder herabsetzte, nur um gegen diese nicht ungerecht zu sein.

Die einzige lebhaftere Unterhaltung gewährte dem Knaben der Besuch des Theaters. Hier lauschte er, so oft ihm das Vergnügen gestattet wurde, den Schicksalen fremder Menschen und vergoß manche Thräne des Schmerzes oder der Freude. Aber wenn man den damaligen erbärmlichen Zustand des deutschen Theaters betrachtet, dessen Stücke sich hauptsächlich aus albernen Rührkomödien, blutigen Historien oder unsinnigen Possen zusammensetzten, wenn man das durchschnittlich schlechte Spiel der Darsteller in Anschlag bringt, so wird man den geistigen Gewinn des Knaben daraus eben auch nicht sonderlich hoch berechnen. Für die Musik empfand er frühzeitig Vorliebe, wie fast alle Juden, und auch späterhin, da sein Gehör schon gelitten, war er ihr mit Leib und Seele zugethan, und der bloße Name Mozart konnte ihn in Begeisterung versetzen. Im allgemeinen war Löbs Bildung und Erziehung eine einseitige, sie bevorzugte den Verstand auf Kosten des Gemüths. Die Forderungen

des letzteren fanden wenig Befriedigung, dies war um so bedauerlicher, als von Natur aus schon sein Geist mehr als sein Herz begünstigt war. Er hatte sich daran gewöhnt, Alles was ihm schlecht schien, „dumm“ zu nennen, ja Dummheit schien ihm der Hauptfehler, den Einer besitzen könnte, und seine junge Zunge verschonte selbst ältere Personen nicht mit ihrem Spott. Es war dies bei den vom Vater ererbten Lebensansichten und der geringen geistigen Bedeutung der natürlichen Bildnerin des Kindergemüths, der Mutter, nicht anders möglich.

Erst nach einiger Zeit entschloß sich der Vater dazu, den Forderungen der Zeit nachzugeben und in eine gründlichere Ausbildung des Sohnes zu willigen. Er ließ ihn in deutscher Grammatik bei verschiedenen Lehrern unterrichten, im Französischen bei einem emigrirten Abbé Namens Marx aus Nancy, einem hervorragenden und toleranten Manne, im Lateinischen beim Gymnasiallehrer Mosche, auch die musikalische Anlage des Knaben wurde durch Unterricht auf dem Klavier und der Flöte ausgebildet. Dennoch fehlte auch diesem erweiterten Unterricht völlig eine einheitliche Methode, ein System; in einzelne wichtige Fächer, wie in's Griechische wurde Löb gar nicht eingeführt, seine Bildung blieb doch nur immer eine unvollkommene und lückenhafte, sein geistiger Gesichtskreis ein sehr enger.

Es mag seinem Vater, diesem bei aller äußeren

Formgewandtheit doch strengen und engherzigen Israeliten, nicht geringe Ueberwindung gekostet haben, in eine Trennung des Sohnes vom Hause und ein Unterbringen in eine christliche Pension zu willigen. Allein Löb's schnelle und glänzende Fortschritte in den Wissenschaften, sein Interesse für dieselben, seine Abneigung gegen das geschäftliche Treiben rings um ihn, das ihm bald aufs höchste widerstand, mußten Eltern und Lehrer schließlich in der Ueberzeugung bestärken, daß der Knabe zum Kaufmann verloren und zum Gelehrten geboren, daß die wissenschaftliche Laufbahn für ihn die einzig mögliche sei. Was konnte er studiren? Höchstens Medicin, denn nur in diesem Berufe hatte er als Jude einige Aussichten. So wurde er denn zum Arzt bestimmt. Er widersprach nicht, er war ebenso wenig besonders begeistert: man hat gerade bei ausgesprochen wissenschaftlichem Interesse in diesen Jahren gewöhnlich von der Bedeutung des Begriffs Brotstudium noch keine Ahnung, sondern liebt die Wissenschaft um ihrer selbst willen und hat höchstens den Wunsch, ein großer und berühmter Mann, gleichviel in welchem Fache, zu werden.

So verließ denn im Jahre 1800 Löb Baruch, oder wie er sich von jetzt nennen ließ, Louis Baruch das väterliche Haus und siedelte nach der Universitätsstadt Gießen über, wo er in der neubegründeten Erziehungsanstalt des Orientalisten Professor Hetzel

Aufnahme fand. Er lernte schätzen, welchen Vortheil es einem jungen und begabten Menschen gewährt, begüterter Eltern Kind zu sein. Denn die schwierigsten Hindernisse, die ein emporstrebendes Talent zu besiegen hat, sind mißliche häusliche Verhältnisse. Wie Blei hängen sie sich an die Flügel des Talents und hindern seine Entfaltung. Sie zwingen es zu einer Zeit bereits um den Broterwerb zu kämpfen, da es richtiger sich noch bilden, studiren, still an sich arbeiten müßte, sie streifen ihm allen keuschen Zauber seiner Frische ab. Glücklich, wer wie Börne diesen Jammer nie kennen gelernt, wem es wie ihm gegeben war, sich erst vollständig geistig zu festigen und auszubilden, um dann mit einem Schlage vor die Welt zu treten, fertig, selbstbewußt und groß! Wonach andere Talente lange Jahre der Mühsal ringen müssen, das legten ihm die Dukaten seines Vaters in den Schooß, materielle und damit auch geistige Unabhängigkeit, das Vermögen, nach eignem Belieben zu studiren und zu schaffen, sich langsam heranbilden zu können, ohne Ueberstürzung, und verschafften ihm freundliches Entgegenkommen, Unterstützung und Förderung seitens der Männer von Einfluß, mit denen nur in Berührung zu kommen dem mittellosen Talent schon die größten Schwierigkeiten bereitet.

Louis athmete auf, als sein Fuß das Hessenland betrat. Wie anders war der Kreis, in den er sich

mit einem Male versetzt sah! Hetzel war ein gescheidter Lebemann, trotz mancher wenig rühmenswerther Eigenschaften, wie Unbeständigkeit, Großmannssucht und Leichtsinn, doch brav, dabei lustig und liebenswürdig. Henriette, die Tochter des Hauses, ein liebenswürdiges Kind, war die erste, welche ihn den Reiz holder Weiblichkeit kennen lehrte, den er unter den Damen von Frankfurt nur spärlich gefunden hatte. Ein freier, ungebundener Ton herrschte in diesem Hause. Zahlreiche Universitätscollegen Hetzel's, zumeist begabte, heitere Männer, sowie junge, aufgeweckte Studenten verkehrten daselbst. Man machte gemeinsame Landpartieen und gab Gesellschaften. Keine Spur von dem elenden Judenhasse Frankfurts, noch von seinem Börsengeiste war hier zu finden, Mensch galt nur als Mensch; Louis athmete wie ein von Erstickungsgefahr Befreiter auf. Frohsinn und Heiterkeit zogen in sein Dasein ein, und Reize entfalteten sich ihm, von denen er bis dahin noch nie etwas gewußt. Erst jetzt begann das Wort Freiheit mehr für ihn zu werden als wie leerer Schall, er lernte sie kennen, lernte sie lieben.

Vom Studiren war freilich in diesen Jahren wenig die Rede. Der größere Theil der Zeit wurde zu Ausflügen und Gesellschaften benutzt, zumal das Institut Hetzels den geplanten Umfang nicht erreichte. Börne war von Hause aus gerade nicht der Fleißigste, er besaß nicht jene eiserne Energie des Lernens, wie

man sie so oft bei armen jüdischen Knaben antrifft. Er war auch keine besonders genial veranlagte Natur, er arbeitete ziemlich langsam und lernte nicht sehr rasch, aber was er einmal wußte, behielt er auch für immer. Niemand ahnte in dem Knaben den großen Schriftsteller, ja, es kam wohl vor, daß ihm der oder jener überhaupt die Zukunft absprach. Einen Vortheil aber gewann sich Louis aus seinem Gießener Aufenthalt: er legte den unangenehmen frankfurter jüdisch-deutschen Dialect ab und gewöhnte sich ein richtiges Deutsch zu sprechen und zu schreiben. Jean Paul blieb auch jetzt bezüglich des letzteren sein Ideal, der große, weihevolle Schwung, die Sentimentalität, der Humor dieses Mannes bewegten ihn mächtig und ließen sympathische Saiten in seiner von Idealen erfüllten Brust anklingen. Im persönlichen Umgange blieb Börne auch jetzt noch schüchtern, scheu und schwer zugänglich, wie ein Wild, das einsam in seinem Walde gelebt hat und sich noch nicht recht heimisch fühlt unter den Menschen, in deren Kreis es plötzlich versetzt wird.

Die Erziehungsanstalt Hetzels hatte nicht den Erfolg, den der sich an eignen Planen gern berauschende Mann erträumt hatte, und da ihm die kleine Universitätsstadt nicht zu genügen schien, nahm er eine Berufung nach Dorpat an. Louis blieb noch eine Zeit lang unter seinem Nachfolger Crome in Gießen, allein da seine Fortschritte nicht die befriedigendsten

waren und der kleine Ort wirklich auch auf die Dauer wenig geistige Anregung gewährte, entschloß sich der alte Baruch zu einem bedeutungsvollen Schritte. Der Sohn war zum Mediciner bestimmt, also sollte er seine Kunst auch gleich am ersten und bedeutendsten Platze studiren und sich fern von Hause an geistige und moralische Selbständigkeit gewöhnen — er sollte nach Berlin. Zwar besaß diese Stadt damals (1803) noch keine Universität, allein ihre Kliniken waren berühmt, und eine Anzahl trefflicher Aerzte hielt in denselben Vorträge, die mit praktischen Uebungen und Demonstrationen am Krankenbett verbunden waren. Besonders waren in dieser Hinsicht die Vorträge des Hofrath und Professor Marcus Herz berühmt, in dessen Haus Louis Baruch als Schüler und Pensionär übersiedelte.

Marcus Herz, ein geschickter und geistvoller Arzt und Philosoph, — zwei Berufe, die sich selten in einer Person vereinigen — war zu jener Zeit einer der angesehensten Männer in Berlin. Jüdischen Glaubens, dachte er doch als Schüler Kants in Religionssachen äußerst frei. Sein Haus war der Sammelpunkt aller geistreichen Männer und geistigen Bestrebungen seiner Zeit in Berlin. Ihm selbst wäre es allein nicht gelungen, dies zu bewirken, wenn seine ebenso schöne als kluge Frau dies nicht durch die Kunst bewirkt hätte, mit der sie das häusliche Scepter führte. Henriette Herz war die Tochter eines

Berliner Arztes de Lemos, jüdischen Glaubens, portugiesischer Abstammung. Jeder Zug in ihrem Gesichte verrieth die letztere. Vom Vater hatte sie als bestes Erbtheil eine wahrhaft majestätische Schönheit überkommen. Eine Enkelin des Südens war sie in Jahren, da deutsche Mädchen noch halbe Kinder sind, schon zur vollentwickelten Jungfrau herangeblüht, groß, üppig, mit klassischem Profil, dunkeln Augen, reich wallenden Locken, wie eine Juno, erschien sie, und wo sie erschien, lag die Männerwelt, Christen wie Juden, zu ihren Füßen. Mit diesen äußeren Vorzügen verband sich eine gefällige Kunst der Conversation, Liebenswürdigkeit im Umgange, ein muntrer, durchdringender Geist und der Drang nach Wissen. In das Haus ihres Vaters trat, als sie kaum 13 Jahre zählte, Marcus Herz. Der geistreiche, witzige, geschickte Mann wußte sich die allgemeine Zuneigung zu erwerben, er hielt philosophische Vorträge im Hause de Lemos', wußte die Brüder Humboldt, sogar die Prinzen des königlichen Hauses, kurz alle Männer von Bildung im damaligen Berlin, bei seinem Gastfreund einzuführen, und warb schließlich, in jener bei Juden oft anzutreffenden Vermengung der Empfindungen, halb aus wahrer Leidenschaft für das schöne Mädchen, halb aus kluger Berechnung, um Henriette. Am 1. Februar 1779 fand die Hochzeit statt. Die junge Frau war damals fünfzehn, ihr Gatte zweiunddreißig Jahre alt, beide also in der

schönsten Jugendkraft ihres Lebens. Dennoch bot die Ehe mehr das Bild einer klugen, auf gegenseitiger Achtung beruhenden Vereinigung, als eines stürmischen Liebesverhältnisses. Dies war auch nicht anders möglich, Marcus, klein und häßlich, war nicht der Mann, leidenschaftliche Liebe einzuflößen. Seine Natur war kühl, fein, geistig, die Henriettens sinnlich, feurig und dennoch milde. Seine literarischen Ideale waren Lessing, Kant, die Henriettens der junge Goethe und die Sturm- und Drangperiode. Dennoch waltete Frieden und Glück über der Ehe. Herz erkannte, daß, wenn er sich in Berlin in erster Linie halten wollte, er ein Haus machen müsse. So wurde denn jetzt in Berlin bei Herz der erste ästhetische Salon eröffnet. Staatsmänner, Künstler, Gelehrte gingen hier ein und aus, wer von bedeutenden Fremden nach Berlin kam, stellte sich hier vor, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden, hier traf man theils dauernd, theils zeitweilig die Schlegel, K. Ph. Moritz, Gentz, Mirabeau, die Brüder Humboldt, Schleiermacher, Jean Paul, den Kronprinzen, den Prinzen Louis Ferdinand, und viele andere. Auch die Königin Louise schätzte Henriette Herz hoch. Diese hatte sich im Laufe der Jahre zu einer der gelehrtesten Frauen ausgebildet, Naturwissenschaften, Kunstgeschichte, namentlich aber Sprachstudien gewannen ihr besonders Interesse ab, fast alle europäischen Sprachen beherrschte sie, sogar das Türkische,

selbst das Malayische war ihr nicht ganz fremd. Darunter aber litten ihre weiblichen Reize nicht im Geringsten. Sie wußte, daß sie die schönste Frau Berlins war und war Weib genug, darauf stolz zu sein. Sie war sich bewußt zu gefallen, sie wollte und verlangte es. Ihr Herz war nicht kalt, aber wo sie Leidenschaft empfand, wie für den Grafen Dohna, wußte sie dieselbe klug vor der Oeffentlichkeit zu verbergen.

Es ist klar, daß der junge Louis Baruch, als er 1803 in dieses Haus trat, keinen bessern Ort in Deutschland hätte finden können, um sich in die große Welt einzuführen, sich Menschenkenntniß und umfassende Bildung anzueignen. Im steten Verkehr mit so vielen hervorragenden Geistern hätte er selbst wider seinen Willen ein gelehrter und weltkundiger Jüngling werden müssen. Es war zu erwarten, daß er mit voller Begeisterung sich jetzt in den Strudel des Lebens, das Meer der Wissenschaft stürzen würde. Nichts davon trat jedoch ein. Die Anwesenheit so vieler bedeutender Männer wirkte niederdrückend auf seine angeborene Scheuigkeit, er vermied den anregungsvollen geistigen Verkehr, er zog sich lieber auf sein Zimmerchen zurück, um daselbst in „blöder Jugendeselei" seine Stunden zu verträumen. Welcher bedeutende Mann hätte solch verlorne Wochen in seiner Jugendzeit nicht durchgemacht? Pflegen sie doch einer geistigen oder gemüthlichen Umwälzung

voranzugehen, wie die Stille dem Sturm. Henriette selbst schildert das Betragen des jungen Mannes mit folgenden Worten: „Börne, damals noch Louis Baruch und in unserem Hause schlechtweg Louis genannt, that wenig in seinem Fache, zu welchem er keine Neigung zu haben schien, ja im Ganzen sehr wenig. Es schien ihm überhaupt nicht darum zu thun zu sein, sich eine wissenschaftliche Bildung anzueignen. Aber auch die Gelegenheit, sich durch den Umgang mit bedeutenden Menschen zu bilden, welche unser Haus ihm in reichem Maße bot, benutzte er nicht wie er gekonnt hätte. Ja, er schien solche Leute vielmehr zu meiden. Ihr freundliches Entgegenkommen, sogar ihre bloße Nähe schien ihm oft drückend zu sein .... Er geberdete sich aber auch nie, als ob er irgend fleißig sei und seine Kenntnisse zu vermehren strebe, vielmehr gab er zu verstehen, daß er seine Trägheit und Gleichgiltigkeit in dieser Beziehung nicht überwinden könne, es aber auch nicht wolle, daß jedoch diese Zeit seines Lebens deshalb doch keine verlorene sei. Warum nicht? darüber schwieg er. Ich weiß nicht eigentlich Rechenschaft davon zu geben, warum er unter solchen Umständen nicht mir, wie manchen sehr scharfsichtigen unter meinen Freunden als ein kleiner selbstzufriedener Faullenzer erschien. Allerdings hatte ich mehr Gelegenheit als Andere, welche weniger oft in seiner Nähe waren, mitunter eine geistreiche oder witzige Bemerkung einem Blitze gleich ihm entsprühen

zu hören, auch verrieth sich mir oft, eben wenn er völlig theilnahmslos erschien, ein aufmerksames Beobachten der Menschen. Nächstdem sah er viel zu klug aus, um beschränkt sein zu können. Kurz, mochte auch vielleicht das einigermaßen Mysteriöse in seinem Wesen dazu beitragen, er war mir interessant. Sprach ich es aber meinen Freunden aus, daß er ein interessanter junger Mann sei, so sahen diese mich ziemlich befremdet an."

So gewann Henriette mit klug ahnendem Frauensinn allmählich Interesse für den jungen Träumer. Die eigentliche Ursache seines Zustandes aber merkte sie nicht, und bis es ihr ein Zufall verrieth, sagte ihr nichts, welch tiefe, furchtbare Leidenschaft in der Brust ihres Zöglings wühlte.

Louis war bis dahin von der sinnlichen Macht der Reize des Weibes beinahe unberührt geblieben. Seine Beziehungen zu einigen Frankfurter Glaubensgenossinnen, zu Henriette Hetzel und anderen Mädchen, hatten kaum die Grenze freundschaftlicher Neckereien überschritten. Im Herz'schen Hause lernte er zwei Frauen kennen, die damals 38jährige aber noch immer strahlend schöne Henriette, und ihre jüngere Schwester Brenna, ihr in vielen Stücken ähnlich, und doch ganz anders wie sie, lustiger, naiver, minder majestätisch. Der Eindruck, den die letztere auf sein Herz machte, war anfangs der größere, aber je öfter er mit Henriette zusammen

kam, je mehr Unterrichtsstunden sie ihm ertheilte, desto klarer merkte er, daß ihm an Brenna nur die Eigenschaften ihrer Schwester gefielen. Henriette übte einen dämonischen Reiz auf ihn, er liebte sie mit der ganzen tollen, unwiderstehlichen Leidenschaft einer ersten Liebe, welche keine Schranken der Vernunft, der Gesetze sieht, welche bald verzweifeln macht, bald beseligt, jetzt in naiven, kaum accentuirten Lauten stammelt, und dann wieder in mächtig tönendem, dichterischem Schwalle hervorbricht. Aber seine Liebe war hoffnungslos, Henriettens Gatte lebte, und nie würde sie ihn, den Knaben, erhört haben. Er wagte ihr seine Empfindungen nicht einmal zu gestehen, sondern vertraute sie in einsamen Nächten nur in Gestalt seltsamer Ergüsse seinem Tagebuche an. Da finden sich denn Aeußerungen von einer wahrhaft rührenden Naivität, wie die folgende: „Ich wollte Madame Herz wäre meine Mutter, oder ich könnte meine Mutter so lieben wie sie. Ich merke jetzt, daß ich Madame Herz lieber habe als alle Menschen. Wenn sie's nur wüßte! Ich habe es ihrem Manne schon gesagt, bei der ersten Gelegenheit will ich's ihr selbst sagen!" Und daneben wieder die leidenschaftlichsten Gefühlsausströmungen voll Gluth und einem mächtigen, wahrhaft lyrischen Schwung. Diese unglückliche, verwerfliche Liebe fraß sich so tief, so unaustilgbar in sein Herz ein, daß er Wissenschaft, Umgang, Alles darüber vergaß und wie in Ver-

zweiflung umherirrte. Schon glaubte er, in die tiefsten Tiefen des Leides hinabgestiegen zu sein, da riß ihn ein Spiel des Schicksals wieder mächtig empor. Am 18. Januar starb plötzlich und unvermuthet Marcus Herz, Henriette war Wittwe, und Louis begann von Neuem Hoffnung zu schöpfen. Mit schmeichelnden Worten bat er sie, ihn jetzt nicht aus dem Hause zu stoßen, und sie, den Unterschied der Jahre bedenkend, hieß ihn bleiben. Aber ihr aufrichtiger Schmerz um den Todten machte es ihm unmöglich, sich zu erklären, und voll Verzweiflung, diesen Wirrsalen je zu entrinnen, beschloß er in jugendlicher Leidenschaft seinem Leben durch Gift ein Ende zu machen. Das Dienstmädchen übergab jedoch den Bestellzettel nicht dem Apotheker sondern der Herrin und diese, heftig erschrocken, ließ dem Zusammenhange durch Brenna nachforschen und erfuhr zu ihrem Staunen nun Alles. Eine persönliche Auseinandersetzung folgte, und Henriette sagte ihrem jugendlichen Anbeter aufrichtig: „Ich kann Ihre Liebe zu nichts gebrauchen. Lassen Sie uns nach Jahren wieder von der jetzigen Zeit sprechen.“

Nachdem Louis verzweiflungsvoll einen zweiten, abermals vergeblichen Versuch sich Gift zu verschaffen gemacht hatte, begannen die gütlichen Zureden Henriettens und Brenna's endlich ihre Wirkung zu thun. Es kam zu einer langen, eingehenden Auseinandersetzung, und mit zuckendem Herzen, Thränen

im Auge verzichtete Louis auf ein erträumtes Glück, das zu erringen die Natur und die Vernunft nie gestattet hätten. Der siebenzehnjährige Bursch entsagte dem Besitz der 38jährigen Frau und verließ auf den klugen Rath derselben Berlin, um fern von ihr Trost in den Wissenschaften zu suchen, und ließ ihr nichts zurück, als die Bekenntnisse seiner ersten, holden Thorheit, wie er sie in schlummerlosen Stunden vor sich selbst abgelegt, ein Tagebuch, das in seinem reizvollen Wechsel der Stimmungen, seinem kraftvoll genialen Drange die ersten Spuren eines großen, schriftstellerischen Talents zeigt und an vielen Stellen geradezu an Goethe's „Werther" erinnert. Mit gestürzten Hoffnungen und verwundetem Herzen verließ Louis Berlin. Ein Unschätzbares aber nahm er mit: die Kälte seines Herzens, die Oberherrschaft des Verstandes über dasselbe war gebrochen, er hatte eine große Leidenschaft empfunden und überwunden, und sein Herz war derselben von jetzt ab geöffnet. Was die Königin Elisabeth dem Don Carlos sein wollte, war ihm Henriette geworden, sie war seine erste Liebe, seine zweite war von jetzt ab die Freiheit, die Menschheit, und er liebte sie mit der ganzen Gluth und Leidenschaft, deren er nunmehr fähig war. So zog er denn hinaus in die Welt mit dem festen Entschluß, den er in den Worten kund giebt:

„. . . . Und darum habe ich mir eine Zeit bestimmt. Und dann hinauszutreten in das stürmende

Leben, gewappnet und gerüstet, und drein zu schlagen mit allen Gliedern des Leibes und des Geistes, daß man wisse, daß ich da bin, ich in Nord und Süd, in Ost und West, so ist mein Wille und meine Lust. Doch was bin ich, der ich so zuversichtlich hoffe, was bin ich Ohnmächtiger, daß ich trotze. O gute Mutter, was bin ich und was könnte ich sein. Wenn ich vor den Spiegel trete, mein sieches Antlitz betrachtend, und die Blüthenfarbe der Jugend, der Stärke und des Muths, in einer Schamröthe über deren Verlust, auf einen Augenblick sich mir mahnend vorstellt, o wie zerknirscht trete ich dann zurück, und alle böse Geister rufen in mir: Du kriechst ewig im Staube. Wenn ich höre von der Tyrannei des einzig Großen und von dem Sclavensinn der Vielen, wenn die Kriegshörner an mein Ohr schlagen und die Trommeln mein Innerstes aufrühren, wie oft zuckt da mein glühend Herz nach dem Schwerte, aber der welke Arm sinkt kraftlos zur Erde nieder und spottet meines siechen Willens. So bin ich oft thöricht genug, es nicht zu begreifen, wie so viel Widerstreitendes ist in meinem Wesen, so viel Feindliches in meinem Geschick ..... Wie mir ekelt vor dem unschmackhaften Volke das mich umgiebt, daß ich keine Augen haben möchte zu sehen ihre Gräuel, und keine Ohren ihre Mißtöne zu vernehmen! ... Wie lange war ich nicht der gutherzige Narr, wenn kein Freund mir begegnen wollte, die Schuld auf

mich allein zu schieben, meiner Hypochondrie es zuzuschreiben, und wenn ich damit nicht ausreichte, meiner Grobheit. Ich bin jetzt klüger geworden. ... O käme einst die Kraft mir bei zu können, was ich wollte, und der Muth zu wollen, was ich könnte, hätte ich einen Arm von Eisen und eine Brust von Stahl, das Philistervolk sollte vor mir zittern, wie es mich jetzt belächelt. Niederdonnern möcht' ich sie alle ... Schlägt mein Herz nicht so stark wie das ihrige, sind meine Glieder nicht so mächtig wie die ihrigen, ist mein Hirn schlechter wie das ihrige, steht mein Geist dem ihrigen nach, und sie sind die Herren und ich der Sclave? ... Und Tugend nennen sie ihre faule Trägheit, Gerechtigkeit ihren feigen Sinn! ..."

Und diesem Vorsatz ist Börne von jetzt ab treu geblieben. „Kampf gegen die Philister" hieß von nun ab die Losung seines Lebens. Unerbittlich führte er sein Schwert gegen Feiglinge und Dunkelmänner, Dummköpfe und Verräther, und wo er eine Schlechtigkeit, eine Unredlichkeit oder Ungerechtigkeit aufgespürt hatte, empfand er sie wie eine an ihm selbst begangene und war bemüht sie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit den Augen der Welt preiszugeben. Und wo er Wahrheit und Menschlichkeit und Freiheit unterdrückt sah, war er mit kühnem Worte bemüht, ihnen zu dem Rechte zu verhelfen, das ihnen gebührte.

Was Baruch sonst an Erinnerungen aus Berlin

mitnahm, war sehr wenig. Die Stadt selbst, das rege geistige Leben, das Theater unter Ifflands Leitung hatten ihm sehr gefallen und er erinnerte sich später mit Vergnügen desselben. Der geistige Zauber der Persönlichkeit des schon längst verschiedenen größten preußischen Königs schwebte noch immer über der norddeutschen Hauptstadt und legte seine magischen Schlingen auch um Louis' Geist, er behielt von da ab immer eine große Verehrung für Friedrich den Großen. Aber Berlin als Stadt und geistigen Centralpunkt sollte er erst so recht eigentlich in späteren Jahren bei einem zweiten Aufenthalt kennen lernen. Die Liebe ist eine Feindin des Studiums und der Geselligkeit, sie duldete auch in ihm nur karg andere Interessen neben sich.

Im Jahre 1804 siedelte Louis Baruch nach Halle über, dem Vorschlage gemäß, den Henriette Herz seinen Eltern gethan. Halle galt zu jener Zeit gerade für das medicinische Studium als die geeignetste Universität. Im Hause des Professor Reil, an den ihn Henriette empfohlen, fand Börne freundliche Aufnahme. Reil war ein bedeutender Arzt, seine Theorie des Fiebers hatte ihm einen großen Namen in der medicinischen Welt gemacht — dazu besaß er großes Interesse für Poesie, ja war sogar selbst Dichter. Trotzdem erscheint es natürlich, daß Börne anfänglich wenig Gefallen an den Verhältnissen im Reil'schen Hause und in Halle überhaupt fand. Alles

war hier eng, begränzt, kleinbürgerlich, der glänzende Kreis von Hausfreunden, das großstädtische Leben und Treiben fehlte gänzlich. In seinen Briefen an Henriette Herz, mit der er jetzt wie mit einer mütterlichen Freundin regelmäßig correspondirte, entwirft Börne lange ärgerliche oder ergötzliche Schilderungen vom Hallenser Leben. Der aristokratische Ton, an den Louis von Berlin aus gewöhnt war, fehlte hier allenthalben, kleinlicher Klatsch füllte den größten Theil der Unterhaltung aus. Erst allmählich gewöhnte Louis sich an den Umschwung der Dinge und begann jetzt auch an dem studentischen Leben und Treiben Geschmack zu finden. Er hat es späterhin selbst mit folgenden Worten geschildert: „Es waren zu jener Zeit 1200 Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher als es je gewesen. Sitte, Sprache, Kleidung, Alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern und von unten deutschen Postillonen. Brach aber aus dieser rauhen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie um so rührender .... So vergingen uns drei Jahre, eine lange Schnur von Maienmonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich. Verdorren möge

die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt!“ Von seinen Lehrern gedenkt er mit besonderer Vorliebe Reil's, F. A. Wolf's, der ihn zum ersten Mal in die Gefilde des klassischen Alterthums einführte und eine neue, schönere Welt vor seinen Augen erstehen ließ, Schleiermachers, der „die Theologie lehrte, wie sie Socrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen“, und dessen erhabene Ethik ihm ein Compaß auf dem sturmbewegten Meer des Lebens wurde, Horkel's, bei dem er vergleichende Anatomie und Physiologie hörte, und Steffen's, der durch seine Vorträge über Naturphilosophie im Sinne Schellings „die akademische Jugend zu höchster Begeisterung trieb“. Er nahm es, wie man sieht, mit seinem Brotstudium nicht eben genau, sondern suchte sich nach jeder Richtung hin zu vervollkommnen, so zwar, daß es ihm mehr darauf ankam, den Geist und idealen Werth der einzelnen Disciplinen zu erfassen, als eine Menge gelehrter Einzelheiten in sich aufzunehmen. Außer mit Reil und seiner Familie verkehrte er persönlich mit Schleiermacher, an den ihn Henriette, die Freundin des gelehrten Mannes, warm empfohlen hatte. Das tiefe Wissen, die erhabene Weltanschauung, die milde Duldsamkeit des bedeutenden Mannes fesselten ihn mächtig, aber ein freundschaftliches Verhältniß konnte auf die Dauer doch nicht bestehen. Die Naturen beider waren zu verschieden. Wenn Baruch mit gutem Bedacht von ge-

lehrten Specialstudien absah, seinen Geist nur mit Nachdenken über große und erhabene Probleme beschäftigte und in scheinbarer Ruhe für spätere Geisteskämpfe, Kräfte und Ideen sammelte, wenn er seinen schwachen Körper, seine schmale Brust nicht durch übermäßiges Stubenhocken zerrütten wollte, so nannte das Schleiermacher Trägheit, die er ihm um so weniger verzieh, als er seine große Begabung anerkannte. Börne aber war zu selbstbewußt um sich selbst von einem Schleiermacher schulmeistern zu lassen, und so trat allmählich zwischen beiden eine gewisse Entfremdung ein. —

Während über Deutschlands Gefilden die tiefe Ruhe bureaukratischer Erbweisheit lag, das Volk im unterthänigsten Gehorsam erstarb und die verrostete Staatsmaschine ihre ruhige, langsame Arbeit in gewohnter Regelmäßigkeit verrichtete, erhob sich im Westen ein Sturm, der fast in einer Nacht die ganze mühsam aufrecht erhaltene Preußische Staatsherrlichkeit über den Haufen warf, und die Heere, Behörden, Feldherrn und Herrscher Deutschlands wie trocknes Laub in die Höhe wirbelte und über den Boden streute: Napoleon trat seinen Siegeszug an. Die fränkischen Heere überschwemmten Deutschland, verjagten die Magistrate, nahmen die Festungen und deckten die ganze Kläglichkeit des Preußischen Staatsorganismus ohne Schonung auf. In kluger Berechnung richtete Napoleon seine zerstörenden Angriffe

auch gegen die geistigen Pflanzstätten des Landes — vielleicht sagte ihm eine Ahnung, daß von denselben dereinst die Wiedergeburt des preußischen Staates ausgehen sollte, vielleicht wollte er, um dies zu verhindern, sie von Grund auf zerstören. Vor dem Andrängen der Franzosen zerstoben Rector und Senat, Lehr- und Lernkörper in Halle und flüchteten nach allen Seiten auseinander. Auf Börne blieben diese Vorgänge natürlich nicht ohne geistige Einwirkung, aber er war weit entfernt von der überschätzenden Bewunderung Napoleons, wie sie damals von vielen Seiten geübt wurde, er sah in ihm von Anfang an nicht mehr als den Despoten, den herzlosen, selbstsüchtigen, dem Herrscherwahnsinn anheimgefallenen Tyrannen, niemals aber den Befreier, für den man ihn damals vielfach noch hielt. Baruch eilte hinunter nach dem Süden, dem väterlichen Hause zu und begab sich von da, nach längerem Streit mit dem Vater, der ihn in seiner Nähe in Gießen wünschte, nach Heidelberg, um daselbst die unterbrochenen Studien fortzusetzen. Vor der Reise nach Heidelberg begegnete ihm, was er späterhin selbst mit folgenden Worten erzählte: „Diesen Sommer in Baden, als ich unter meinen Papieren suchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hände, das mich aufs heftigste bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich sie weg, ich konnte nie zu meinem

Vortheile schreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807 als ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausstellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reisen. Ich kam aus dem Lande der Freiheit, kehrte in dasselbe zurück und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgestalt mit einem giftigen Krötengesichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: **juif de Francfort.** Mein Blut stand stille, doch durfte ich nichts sagen, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals schwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich schreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen! .... Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?“ So durfte der spätere Börne sprechen, der so oft sein machtvolles Wort gegen Unduldsamkeit und Dummheit hatte erschallen lassen. Aber alberne Menschen haben späterhin versucht, jene Worte als seinen Hannibalsschwur zu deuten und aus dem kleinen persönlichen Erlebniß seinen Haß gegen die Feinde der Juden, seine heftigen Fehden gegen dieselben abzuleiten. Als ob es eines solchen bedurft hätte, als ob er weit schauerlichere Beispiele einer verwerflichen Unduldsamkeit, die hinter dem gestohlenen Mantel christlicher Liebe knapp ihre Nacktheit verbarg, nicht täglich vor Augen sah, als ob sein Herz nur für eigene persönliche Erfahrungen Raum gehabt und nicht für ein ganzes, großes Volk geschlagen

hätte! Jener Vorfall war nichts als eine Anecdote mehr in seinem begegnungsreichen Leben. —

Hatte Louis in Halle schon ab und zu „über die Stränge geschlagen", und seiner jugendlichen Lebenslust, seinem studentischen Uebermuth die Zügel schießen lassen, so war dies in Heidelberg noch mehr der Fall. Es möchte wohl auch einem jungen, frisch in die Welt hineinschauenden Studenten, dem die Mittel vom Hause reichlich fließen, inmitten dieser herrlichen romantischen Natur, angesichts des grünen Odenwaldes, des stillen Neckar und der poesiereichen Schloßruine, in diesem deutschen „Land des Weins und der Gesänge" unmöglich sein, philisterhaft zu „büffeln", ja nur den normalen Fleiß anzuwenden. Es ist Thorheit, in Heidelberg nicht zu schwärmen, zu trinken, nicht tagelang in den herrlichen Wäldern umherzuschweifen, der fernen Vorzeit, der schönen Gegenwart zu gedenken und von der verhüllten Zukunft zu schweigen. Baruchs Vater aber dachte über die Poesie ungefähr ähnlich wie Heine's Onkel, er sah in seinem Sohn Louis nur einen Knaben, der ihm schon sehr viel Geld gekostet und dafür noch nicht die geringste Freude gemacht hatte, über dessen Anlagen man zweifelhaft war, dessen Unfleiß allgemeinem Tadel unterlag. Dem alten Baruch galt der materielle Erfolg Alles, er wollte Ehre und Freude an seinem Sohne erleben aber sich keinen Bummler an demselben erziehen. Er war eben wie

alle Welt zu kurzsichtig, um zu bemerken, daß Louis sich geistig concentrire und für spätere Zeit Ideen, Anschauungen und Erfahrungen sammle. Mehrmals kam er nach Heidelberg hinüber, machte dem Sohne, sogar in Gegenwart seiner Genossen, Vorwürfe über sein thatloses, verschwenderisches Leben, seine Schulden und nahm ihn endlich trotz seines Widerstrebens mit sich fort nach Gießen. Mit lebhaftem Bedauern schied Louis aus dem zahlreichen Kreise seiner Freunde, die er sich hier erworben. In jenen Tagen hatte sich Börne, wie aus seinen Briefen an Henriette Herz hervorgeht, schon eine ganz feste selbstständige Welt- und Lebensanschauung gebildet. Folgende Stellen seiner Briefe mögen dies beweisen: „Für die drei places de repos, meine gute Mutter, die Sie mir anweisen in den Armen der Wissenschaften, der Freundschaft und der Liebe, danke ich Ihnen herzlich, ob ich gleich noch nicht weiß, wie ich von allen werde Gebrauch machen können, doch wäre ich neugierig zu wissen, ob blos der Silbenfall die Ursache ist, daß Sie sie so aufeinanderfolgen lassen, oder ob Sie sie nach dem Range und Werthe geordnet haben, den Sie ihnen beilegen. Das letzte wäre mir lieb, weil sie dann mit meiner Classifikation übereinstimmen. Von der Liebe muß ich sagen, daß ich, gerade weil ich Alles von ihr halte, nichts von ihr halte. Ich weiß nicht wie es kommt, aber es ist mir schlechterdings un-

möglich, über diesen Gegenstand mit Ernst zu sprechen. Gegen das Heirathen habe ich einen wahren Abscheu, ob ich mir zwar nichts darauf einbilden werde, wenn ich den Muth haben sollte, durch das ganze Leben meinen Grundsätzen treu zu bleiben. Denn mir ahndet wohl, daß ich es dann mehr einer Schwäche, als der Stärke meiner Philosophie werde zu verdanken haben. Mit der Freundschaft geht es mir ebenso; es ist eine ganz hübsche Sache, doch ich werde mich begnügen, wenn es mir einst gelingen sollte, mein eigner Freund zu werden, ich habe kaum meine Bekanntschaft gemacht."

Und an einem andern Orte heißt es:

„Vor Allem, liebe Mutter, scheinen mir die zu irren, die das bürgerliche Leben für einen Kerker ansehen, der die Kraft ihres Geistes gefangen hält, oder auch nur als etwas Aeußeres, das mit ihrem Innern nichts gemein hat und nichts gemein haben darf. Auch begreife ich nicht, wie Sie mich unter die Zahl Jener rechnen können, denn es giebt der bedauerungswürdigen Jünglinge gar viele, die da wähnen, weil sie die Kraft nicht haben nach etwas, wie sie's nennen, Aeußerem zu streben, sie hätten den Muth solches zu verachten, um daraus schließen zu können, es müsse wohl die Größe ihres Geistes sein, die sie dafür schadlos hält. Es hat vielleicht jeder einmal so geurtheilt. Einige giebt es, die noch nicht einmal bis dahin gekommen, Andere die darüber

hinaus sind. Ich darf mich unter die letzteren zählen. Ich sehe im Leben nichts Höheres und Niederes, nichts Aeußeres und Inneres, nicht Zweck und Mittel, mir ist Alles das Höchste und Alles gleich. Das Stück Brod, das der Gesundheit und der Dauer meines Leibes wahrhaft gedeihlich ist, dünkt mir eben so wichtig als eine Offenbarung der Wissenschaft, die meinen Geist bereichert. Und daß meine Ansicht von der Sache die wahre sei, erkenne ich daraus, daß mir kein Widerspruch dabei aufzulösen übrig bleibt. Es ist für mich kein Problem, wie man ein edler Mann und ein Weltbürger zugleich sein könne, wie man bei dem Streben nach Gütern und Würden dennoch frei und weise leben könne ....“

Wer in so jungen Jahren so eigenartige und feste Anschauungen über Welt, Menschen und Leben niederzuschreiben weiß, hat seine Jahre unmöglich vergeudet, sondern sie zwar anders als die Meisten, aber doch wohl angewendet. Zumal ist auch schriftstellerisch der spätere Börne in jenen Briefen schon fast fertig, alle seine ihn so hervorragend auszeichnenden literarischen Eigenschaften sind, wie M. Carrière sehr schön bemerkt, darin schon zu finden, der Witz, der Humor, die Weichheit, die Unart, die Eigenwilligkeit des späteren Schriftstellers — und, setzen wir hier hinzu, die eigenthümliche Gewalt über die Sprache, jene eigenartige, fast berauschend wirkende „Verve“ der leidenschaftlichen Ursprünglichkeit, jene Kühnheit der

eingewebten Bilder, jene fortreißende Eindringlichkeit.

In Gießen fand Baruch endlich wieder die Muße sich ernsten, regelmäßigen, wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Inzwischen war aber in Börne's wissenschaftlichen Anschauungen eine große Wandlung vor sich gegangen. Je mehr er sich mit der Heilkunde beschäftigte, desto weniger konnte sie seine Theilnahme gewinnen. Von Tag zu Tag erkannte er klarer, wie die ganze Medicin jener Tage noch ein Herumtappen im Dämmerlicht war, wie heut als lächerlich und überwunden erschien, woran man gestern wie an ein Dogma geglaubt, wie viel Marktschreierei mit der wahren Heilkunst verbunden war. Zudem waren seine Nerven nicht die stärksten, so wenig als sein Körper, es regte ihn auf, Blut zu sehen: kurz, er erkannte, daß die Medicin sein Feld nicht wäre. Sein frühzeitig erwachtes Interesse für Politik und öffentliches Leben, sein zeitig geschärfter Geist, sein analytischer Sinn wiesen ihn auf die Jurisprudenz und Cameralistik. Schon in Heidelberg hatte er Vorlesungen aus diesen Fächern gehört, hier in Gießen ergab er sich ganz diesem Berufe und entsagte den medicinischen Studien für immer. Er vergrub sich nunmehr mit eisernem Fleiße hinter seine Bücher, um in derselben Stadt, in der er vor Jahren ins Leben getreten war, nunmehr die erste Stufe zur Erreichung einer Lebensstellung zurückzulegen. Eine

Abhandlung „Ueber die geometrische Gestaltung des Staatsgebiets“ verschaffte ihm den Doctorhut, der ihm am 8. August 1808 unter Crome's Decanat verliehen wurde. Die Abhandlung ward später durch Crome's Vermittelung in dem gelehrten Journal „Germania“ zum Abdruck gebracht und steht jetzt in Börne's gesammelten Schriften. Der Schlußsatz derselben faßt bereits in wenigen Worten das halbe Streben der späteren politisch-literarischen Thätigkeit Börne's zusammen: „Zumal Frankreich und Deutschland, die hängen so fest zusammen, daß sie sich schwerlich werden trennen lassen. Hier sieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schicksals, daß beide Länder nur einen Staat bilden sollten. Und welch ein glücklicher Staat müßte das nicht werden, wenn sich die deutsche Natur mit der französischen vermählte und beide sich neutralisirten!“ Seltsam, diese festen politischen Grundsätze bei einem jungen Manne, der noch so wenig die Welt und zumal die politische kannte, seltsamer, daß diese Idee der Leitstern seines ganzen späteren Lebens wurde und daß er die Bodenbeschaffenheit zur alleinigen Lenkerin des Geschicks der Völker machen wollte ohne Rücksicht auf die auseinanderstrebenden Naturen der Nationen, am seltsamsten aber, daß er an dieser Anschauung auch noch mit eiserner Zähigkeit festhielt, nachdem langjährige Reisen und persönliche Erfahrungen ihn gelehrt hatten, wie grundverschieden in jeder Beziehung diese

beiden Völker sind und sich niemals zu einer friedfertigen und einigen Masse zusammenfinden können!

Im folgenden Jahre (1809) kehrte Baruch nach Frankfurt zurück, der Vater und er selbst sahen seine Studien nunmehr für beendet an. Jene glücklichen Zeiten kannten ja die Schrecken des Passionsganges so vieler einander folgender Examina, wie sie heut bestehen, noch nicht, die Welt war damals in diesem Punkte in der That harmloser und gutmüthiger als heute. In Frankfurt lebte Louis zunächst als Privatgelehrter ruhig, bescheiden und zurückgezogen. Unter den Israeliten daselbst gewann zu jener Zeit das Logenwesen große Verbreitung, und auch Louis trat in eine solche, zu gemeinnützigen, wohlthätigen und wissenschaftlichen Zwecken gestiftete Vereinigung, die Loge „Zur aufgehenden Morgenröthe“, ein. Er schrieb auch verschiedene Aufsätze, welche in den Logen Frankfurts und der benachbarten Städte zur Vorlesung kamen. Wie immer beschäftigte er sich außerdem viel mit Lectüre, besonders mit den Schriften seines geliebten Jean Paul, nächst diesen zogen ihn besonders Johannes von Müller und Voltaire an, und diese Wahl so ganz entgegengesetzter literarischer Individualitäten bewies schon, daß seinen Anschauungen Einseitigkeit völlig fern lag. Das liebevolle Gemüth, der tiefe sittliche Ernst, der glänzende, sprühende Witz, diese hervorstechenden Züge der drei genannten Schriftsteller, ließen Saiten in ihm anklingen, deren

Tönen bewies, daß seine Natur aus jenen dreien gemischt war. Er schrieb kleinere Aufsätze für verschiedene Zeitungen, unter anderem für das Frankfurter Journal, hauptsächlich patriotischen Inhalts, gegen Napoleon. Schon hier zeigte sich, wie sehr er das Wohl des Vaterlandes dem eignen Vortheil voranstellte, denn gerade die Napoleonische Herrschaft hatte den Juden in Frankfurt und ihm selbst die größten Vortheile gebracht. Mit rauher Hand hatte der Corse die Selbstständigkeit der Stadt aufgehoben und, ein Todfeind der republikanischen Verfassung, ihr in dem Freiherrn von Dalberg, den Bruder des Förderers Schillers, ein Oberhaupt mit dem Titel Fürst-Primas gegeben. Dalberg, humaner und toleranter gesinnt als die meisten Deutschen jener Zeit und hierin sich an die schönen und edlen französischen Anschauungen anlehnend, hatte trotz mannichfachen Widerstandes in der Stadt beschlossen, die Emancipation der Juden in Frankfurt ins Werk zu setzen. Er wählte freilich dazu einen etwas sonderbaren Weg, er gestattete der jüdischen Gemeinde sich gegen Erlegung einer Summe von 440,000 Gulden frei zu kaufen. Nun stand den talentvollen Juden auch die Aussicht auf die Verwaltungs- und Justizcarrière offen, und dies war es zumeist, was den alten Baruch bewogen hatte, seinem Sohn die Wahl des juristischen Studiums zu gestatten. Der alte Baruch, der, wie sehr seine Anschauungen und die des Sohnes auch

in vielen Dingen auseinandergingen, den letzteren doch liebte, von seinem Talent jetzt hoch dachte und sich gern mit ihm Ehre einzulegen wünschte, drang nun darauf, daß Louis das ziel- und zwecklose Daherleben aufgebe und sich um eine Stellung bewerbe. Er ließ sich nicht mit solchen Abweisungen abfinden, wie sie Louis einst Schleiermacher gegeben: „Ich bin nun einmal wie ich bin, und wenn ich mich zu etwas zwingen wollte, würde es mit mir nicht besser werden!“ So ließ Louis sich denn bestimmen, eine Stelle als Polizeiactuar anzunehmen, welche ihm sein Vater mit Unterstützung des Polizeidirectors v. Itzstein verschafft hatte. Mit Schärpe und Degen angethan saß der kleine blasse Mann jetzt auf dem Römer, visirte Pässe und Wanderbücher, verhörte Landstreicher, nahm Protokolle auf, und bewies in allen diesen Dingen zwar Unbestechlichkeit und gesunde Urtheilskraft, aber nur geringe Geschäftsgewandtheit. Er war nicht zum Bureaumenschen geboren, das wurde ihm von Tag zu Tag klarer. Allein was sollte er beginnen? Immer und ewig konnte er sein planloses Leben doch nicht führen, das sah er ein, und so wenig Ehrgeiz er besaß, nach einer gewissen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit trug er doch Sehnsucht, es war nicht angenehm, auch in gereiften Lebensjahren noch immer von der Güte des Vaters abzuhängen. Wer konnte es wissen, vielleicht war der Actuar immerhin die erste Stufe zur Selbst-

ständigkeit und zum Erfolge? So trug er denn sein Joch in Ergebenheit weiter. —

Aus dem Schlamme tiefster Erniedrigung erhob sich wie ein Mann das deutsche Volk mit der furchtbaren Energie eines Riesen, der durch eine Baumwurzel, die er übersehen, vor seinem Feinde zum Fall gebracht, die Schmach des Sturzes nun mit einem Schlage sühnen will, indem er dem kleineren, aber ob seines Falles triumphirenden Gegner das Haupt zerschmettert. Von den äußersten Häfen der Ostsee bis an die Grenzen der Schweizer Berge erhob sich der Ruf: Auf zum Kampfe wider den Erbfeind! und Christen und Juden zogen gemeinsam hinaus in den blutigen Streit oder unterstützten die Kämpfer durch Beiträge und Gaben. Auch Louis' eigner Bruder war unter denen, welche für die Freiheit ins Feld rückten. Und als die Sieger lorbeergekrönt heimkehrten, als kein Franzose sich mehr zwischen Rhein und Njemen befand, da war in vielen deutschen Landen die erste That der glücklichen Sieger, daß sie die alten verrotteten Verwaltungszustände, welche — die einzige Heilwirkung des Einfalls — die Franzosen beseitigt hatten, in vollem Umfange wiederherstellten. Mit Besorgniß und Neid hatte der elende Krämergeist der Frankfurter Bürgerschaft, dieser politischen Schildaer, gesehen, wie das Interesse an öffentlichen Angelegenheiten unter den Juden ihrer Stadt zu wachsen begann und schon zitterten sie, die Söhne

der Juden könnten ihre Kinder aus den fetten Pfründen, den einflußreichen Verwaltungsstellen verdrängen. Die Heiligkeit der geschlossenen Verträge, die Ablieferung der Kaufsumme — Alles ward für nichts geachtet, die Frankfurter Bürgerschaft bat beim Wiener Congreß um die Erlaubniß, ihre Juden wieder in die alte Knechtschaft zurückführen zu dürfen. Im Auftrage der Gemeinde schrieb nun Louis eine „aktenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten in Frankfurt a/M.", der alte Baruch ging an der Spitze einer Deputation nach Wien zu dem ihm wohlgesinnten Metternich, aber alle Vorstellungen und berechtigten Klagen halfen nichts, die Dummheit siegte noch einmal, um erst beinah 50 Jahre später endgiltig beseitigt zu werden. Alle Juden in städtischen Diensten sollten entfernt werden, auch Louis Baruch. Da man ihm seine Stellung nun freilich nicht einfach wegnehmen konnte, so enthob man ihn unter Belassung einer Pension von 400 Gulden des Amtes. Im edlen Feuereifer über das vielfältig begangene Unrecht schrieb Louis eine Schutzschrift für die Juden, die er seinem Vater übergab, aber der feine, übervorsichtige Mann, so recht das Gegenbild seines Sohnes, fand den darin angeschlagenen Ton zu heftig und verhinderte den Druck der Schrift. Zum Glück konnte er nicht hindern, daß schon nach kurzer Zeit sein Sohn, keineswegs entmuthigt, den Kampf mit doppelt scharfen Waffen wieder aufnahm.

Die Ereignisse der letzten Zeit hatten den tiefsten Eindruck auf diesen gemacht. Allenthalben, wohin er rings blickte im deutschen Land, sah er nach dem fröhlich-glänzenden Aufschwung des Freiheitskrieges eine schwerfällige und feindselige Reaction hereinbrechen, welche bemüht war, die Früchte der frischen Erhebung zu vernichten, aus der bloßen Furcht des Eigennutzes, es möchte vielleicht hier und da ein Krümchen der königlichen oder fürstlichen Gewalt abgebröckelt werden, — überall Mangel an politischem Sinn, an Großherzigkeit und Wahrheitsliebe, allenthalben Langeweile, Unredlichkeit und jene Politik, welche ihren Haupttriumph darin sieht, den kürzesten Weg in der gewundensten Linie zurückzulegen, am Tage zu schlafen und nur bei Nacht zu reisen. Um ein selbstständiges politisches Leben im Volke nicht aufkommen zu lassen, begünstigte man eine unwahre romantische, sich vom Leben der Gegenwart abwendende Kunst, eine sich in philologische Kleinlichkeitskrämerei, in philosophische Spitzfindigkeiten verlierende Wissenschaft und suchte dem Volk den hungernden Magen mit der Breipappe des Kunst- und Bildungsphilisterthums zu füllen, da es der frischen, gesunden Fleischnahrung eines öffentlichen politischen Lebens bedurfte. Alle edlen und großen Herzen empfanden wohl den Mißstand der Dinge, aber keiner fand den Muth sie offen auszusprechen, auch Baruch begnügte sich, in Privatkreisen seine scharfen Pfeile abzu-

schnellen, der Gedanke an ein öffentliches Auftreten kam ihm nicht. Da war es, wie bei so vielen bedeutenden Männern Aehnliches zu beobachten ist, der Eintritt einer Frau in seine Lebensbeziehungen, der seinem Denken und Schaffen eine ganz neue Richtung gab.

Im Winter des Jahres 1816 auf 17 lernte Louis eine junge Frau kennen, Jeannette Otten, welche gerade in Scheidung mit ihrem Gatten lag, einem unangenehmen Menschen, mit dem zusammenzuleben ihr unmöglich gewesen. Sie hatte ihren Mädchennamen Jeannette Wohl wieder angenommen und lebte still und bescheiden mit ihrer alten, streng jüdisch-orthodoxen Mutter zusammen. Weder hervorragend schön, noch hervorragend geistvoll, war sie doch anmuthig, angenehm und verstand wohl mit feinem weiblichen Tact ihren Platz selbst in der besten Gesellschaft auszufüllen. Börne, wenn auch kein Gesellschaftsmensch, am liebsten einsam lebend und im größeren Kreise oft schweigsam und befangen, fühlte sich doch wohl in der Gesellschaft von Frauen. Ihm war in jener eigenthümlichen Atmosphäre behaglich zu Muthe, mit der eine Anzahl von Frauen schnell ein Zimmer anfüllt, und diesen gefiel wieder sein Witz, seine Fähigkeit feine Schmeicheleien zu sagen, der Werth, den er auf ein elegantes Aeußere, feine Wäsche und Kleidung legte. Die sensitive, weibliche Natur ahnt oft die dereinstige geistige Bedeutung

eines Mannes, der noch nicht in die Oeffentlichkeit getreten ist, und wenn sie sich der ersteren auch durchaus nicht klar bewußt ist, fühlt sie sich doch zu ihr hingezogen. Eine Frau ist im allgemeinen selten fähig die fertige Größe eines Mannes zu verstehen, wohl aber die werdende zu ahnen. Oft saß Börne im Kreise verwandter und befreundeter Frauen, unter denen sich auch Frau Wohl befand, ließ sie aus kleinen Bonbonnièren Süßigkeiten naschen, und ergötzte sie, während sein schönes, sanftes Auge mild lächelte, durch geistreiche Bemerkungen über neu erschienene Bücher oder die Vorstellungen des Frankfurter Theaters. Er war ein angenehmer und geistreicher Gesellschafter, trotzdem sein Gehör schon damals nicht das beste war. Beurmann schildert ihn als Gesellschafter mit folgenden Worten: „Alles um ihn her mußte ruhig und geordnet sein. Eine große Beweglichkeit in der Unterhaltung, wenn sie inneren Grund hatte, war ihm angenehm, sie belebte ihn, aber ein Geschwätz, ein Hintereinanderreden konnte ihn tödten. Er war sehr aufrichtig und verhehlte seine Langeweile nicht, gestattete es die Convenienz nicht, sich zu entfernen, so wurde er in solchen Fällen monoton, versank in Gedanken oder gähnte. Konnte er aber der Unterhaltung auf irgend eine Weise entfliehen, so trat er seinen Rückzug plötzlich an, ohne ihn im Geringsten zu cachiren. Ohne ein Wort zu sagen, schlich er in

sein Arbeitszimmer, sich auf dem Sopha erholend. ‚Man hat mich häufig für langweilig erklärt‘, sagte er einst zu mir, ‚aber ich litt dann blos an üblem Geschmack....‘ Schnell hatte sich ein Rapport zwischen Jeannette und ihm gebildet, beide fanden an einander Gefallen. Nie sind ja Frauen leichter zu gewinnen, als wenn sie eben in der Liebe oder Ehe eine trübe Erfahrung gemacht haben. Ihr gewissermaßen durch den Schmerz entzündetes Herz lechzt dann nach der Labung und dem Trost der Liebe: es schmeichelt ihrer Eitelkeit und es befriedigt sie, zu sehen, daß sie doch noch fähig seien, Anderen als denen, die sie getäuscht, wahre Liebe erregen und geben zu können; das Bewußtsein, Anderen theuer und werth zu sein, läßt sie die traurigen Geschehnisse vergessen. Von einer Leidenschaft, wie Börne sie vor Jahren für Henriette Herz empfunden, war hier keine Rede, schwerlich sogar von dem, was man so gemeinhin als Liebe bezeichnet, es entwickelte sich vielmehr eines jener eigenthümlichen Verhältnisse, für welches die Sprache keine genügende Bezeichnung hat, weil sie eben zu selten vorkommen: es war mehr als Freundschaft und weniger als Liebe, aber die Gewohnheit verhärtete das Band zuletzt zu einem unzerstörbaren. Im Jahre 1819 hielt sich Henriette Herz in Frankfurt am Main auf und sah natürlich hier ihren ehemaligen Verehrer und die jetzige Dame seiner Wahl wieder. Sie fällte über beide das günstigste Urtheil.

Von jenem sagte sie: „Ich ließ ihn sogleich nach meiner Ankunft zu mir einladen. Er war sehr bewegt als er mich wiedersah, wenngleich er, Gottseidank von seiner tollen Leidenschaft geheilt war. Ich fand ihn vortheilhaft verändert. Durch alle Einfachheit seines Wesens blickte eine gewisse Genialität hindurch. Ich sah ihn während meines zweimaligen Aufenthalts in Frankfurt fast täglich und las die meisten seiner bis dahin erschienenen Journal-Artikel hier zuerst .... ich gestehe, daß mich namentlich die Darstellungsweise höchlichst überrascht hat.‘

Und von Frau Wohl: ‚Sehr gefiel mir seine Freundin Frau Wohl. Sie war eine ruhige, verständige, unterrichtete Frau von gefälligem Benehmen und ich hätte es für ein Glück für ihn erachtet, häkte sie ihm ihre Hand gegeben, denn ein eheliches Band war ihm nothwendig. Als ich ihn später bei seiner Anwesenheit in Berlin fragte., warum sie nicht ein Paar würden, antwortete er mir: ‚sie traut mir nicht‘. Aber der Grund muß ein anderer gewesen sein, denn es war damals schwer an seiner Aufrichtigkeit und an seiner Treue zu zweifeln, wenn man ihn so genau kannte wie diese vieljährige Freundin.“ Die eigentliche Ursache, welche die beiden verhinderte, ein eheliches Bündniß zu schließen, war der Umstand, daß Louis inzwischen zum Christenthum übergetreten war und Jeannettens orthodoxe Mutter die Ehe ihrer Tochter mit einem Christen nie zugegeben hätte. Man

würde aber sehr irren, wenn man annähme, daß dieser Umstand einen sonderlichen Schatten auf ihr Glück geworfen hätte.

Am 5. Juni 1818 hatte im Dorfe Rödelheim bei Frankfurt a/M. die Taufe des pensionirten Polizeiactuars Louis Baruch stattgefunden, der bei dieser Gelegenheit den Namen Karl Ludwig Börne annahm*). Man hat Börne späterhin diesen Religionswechsel zum Vorwurf gemacht, man hat behauptet, er sei nicht einer religiösen Ueberzeugung gefolgt, sondern lediglich dem Streben, sich eine Stellung in der Gesellschaft zu sichern. Davon kann keine Rede sein. Schon längst war Börne nicht mehr Jude, er empfand Abneigung gegen den orthodoxen Glauben des Judenthums. Nicht einmal für die Bibel hatte er je Sympathie empfunden. Schon als Jüngling schrieb er an Henriette Herz: „Die alten Juden von Abraham bis zum weisen Salomo sind mir immer vorgekommen, als hätten sie die allgemeine Weltgeschichte travestiren wollen, lesen Sie das Buch Josua und Sie werden finden, wie blumauerisch Alles drin aussieht.“ Die jüdischen Gebräuche und Ceremonien schienen ihm unnütz, das Judenthum ein überwundener Standpunkt, der Mangel an geistigem

*) Vergl. die Beilage. Der Ursprung und die Veranlassung gerade dieses Namens ist nie aufgeklärt worden. Die Ableitung vom „großen Bör“, die Börne später selbst gab, ist natürlich nur ein Scherz.

Interesse bei den Israeliten seiner Vaterstadt, ihr nur aufs Gelderwerben gerichteter Sinn widerten ihn an. Er hing durch nichts mehr mit dem Judenthum zusammen als durch das äußerliche Symbol, er sehnte sich hinaus aus den engen Schranken des ersteren. Wenn er späterhin einmal selbst sagte, daß ihn die 5 Louisd'or reuten, die er an den Pfarrer gewendet hätte, so ist dies nicht so zu verstehen, als wäre er auch als Christ noch Jude geblieben. Freilich, gläubiger Christ mag er nicht mehr gewesen sein als gläubiger Jude. Er besaß eine tiefe und ernste Religiosität, wie aus manchen Stellen seiner Schriften und Briefe hervorgeht, eine Religiosität, für welche jede Confession nur eine Schranke war. Aber da er zu jenen Zeiten ohne ein bestimmtes Bekenntniß unmöglich leben konnte, da das lutherische ihm noch immer die meiste Freiheit gewährte und er es für werthvoll erachten mußte, auch äußerlich einer Menge gleichzustehen und ebenbürtig zu sein, zu der er eben über ihre wichtigsten und umfangreichsten Interessen zu sprechen sich anschickte, entschloß er sich, die schwere Kette mit der leichteren Handschelle zu vertauschen, die ihm wenigstens die Füße und die Ellenbogen frei ließ. Börne hatte keine Veranlassung, seinen Schritt, den er nur mit sich und seinem Gewissen auszumachen hatte, an die große Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen. Der Uebertritt geschah ganz im Stillen, Niemand wußte darum, nicht einmal seine Eltern.

Die Mutter erfuhr es zufällig, aber sie konnte dem Sohne nicht zürnen. Der Vater blieb längere Zeit in Unkenntniß. Erst später kam es zufällig gelegentlich einer gerichtlichen Verhandlung bei Feststellung seiner Personalien zu Tage. So wenig machte Börne Aufhebens von seinem Schritte, daß er nicht einmal protestirte, als ihm bald darauf sein Gesuch wegen Aufnahme in die Frankfurter Lesegesellschaft abgeschlagen wurde, weil er Jude sei. Es wäre allerdings für die Zeitungen der Frankfurter Lesegesellschaft ein furchtbares Unglück gewesen, wenn die Finger eines Juden sie berührt hätten! Aber Börne war zu stolz, um einem zufälligen Umstand einen Vortheil zu danken, den ihm die Werthschätzung seiner Persönlichkeit zu verschaffen nicht ausreichte.

Der Einfluß, den Frau Wohl auf ihn ausübte, sollte sich bald von einer ganz unerwarteten Seite zeigen. Börne war mittlerweile drei und dreißig Jahre alt geworden und hatte eigentlich noch nichts geleistet als einige mittelmäßige Abhandlungen und werthlose Protokolle. Es war gerade die höchste Zeit für ihn, in die literarische Laufbahn einzutreten, wenn er in derselben noch auf Erfolge rechnen wollte. Er hatte jetzt den Vortheil, als gereifter Mann mit fertigen Anschauungen und doch noch voll Jugendfrische in das öffentliche Leben eintreten zu können, aber er verlor unbedingt diese günstige Constellation, wenn er sie nicht bald benutzte. Daß dies

letztere geschah, ist das Verdienst der Frau Wohl. Sie selbst hat dies einmal mit folgenden Worten erzählt: „Börne hatte die Gewohnheit, mir bei seinen Besuchen von seiner Lectüre zu berichten, er war indessen mit derselben selten zufrieden. Die damalige Tagesliteratur war auch in der That nicht geeignet seinen Geist zu befriedigen oder ihm eine besondere Achtung vor der Gesinnungstüchtigkeit der Schriftsteller einzuflößen. ‚Da habe ich wieder recht dummes Zeug gelesen,‘ sagte er gewöhnlich, und indem er die Schrift nannte, schüttete er eine solch beißende satirische Lauge über dieselbe und ließ dabei so viel Witzfunken sprühen, daß ich nicht müde ward ihm zuzuhören. Eines Tages nun — es war im Jahre 1817 — als er wieder seinen Unwillen über ein soeben erschienenes Buch in humoristischer Weise ausdrückte, diesmal aber noch geistvoller, noch witziger sprach, sagte ich ihm: ‚Männer von Talent und Ueberzeugung sollten der Talent- und Ueberzeugungslosigkeit nicht allein das Wort gönnen. Das Publikum liest eben das, was man ihm bietet, und es würde gewiß eine bessere Lectüre wählen, wenn begabte Männer ihm eine solche böten. Sie sollten schreiben.‘ ‚Das will ich auch thun‘ antwortete er, und bald darauf erschien seine „Wage“, die so viel Aufsehen erregte und seinen Namen so schnell berühmt machte. Mich überraschte der glänzende Erfolg dieser Zeitschrift durchaus nicht, ich war vielmehr

fest überzeugt, daß ein Mann, der so geistvoll sprach, auch geistvoll schreiben und sich bald einen weiten Leserkreis erwerben würde."

An der Richtigkeit der Erzählung zu zweifeln erscheint kein Grund. So überwand sich denn Börne und trat im Jahre 1818*) zum ersten Mal als Journalist an die Oeffentlichkeit, denn was er an gelegentlichen Aufsätzen bisher in Zeitungen veröffentlicht hatte, erschien doch nicht der Rede werth.

„Die Wage. Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst", war der vollständige Titel des neuen Blattes, welches in zwanglosen Heften erscheinen sollte. Die erste Nummer hatte folgenden Inhalt: Ankündigung — Die Freiheit der Presse in Baiern — Ernsthafte Betrachtung über den Frankfurter Komödienzettel — Bücherkunde — Frankfurter Volksbühne — Nachzügler. — Der junge Journalist und Redacteur griff somit gleich ins Volle hinein und wußte, womit er seine Leser fesseln konnte — er hatte ja auch Zeit genug gehabt, darüber eingehend nachzudenken. — Das erste und die folgenden Hefte riefen eine wahre Revolution in dem deutschen Zeitungswesen hervor. Ein deutsches Blatt war bis dahin das langweiligste Ding unter der Sonne gewesen. Wenn Voltaire sagte, daß in der Kunst jeder Stil erlaubt sei, mit Ausnahme des

*) Vergl. die Beilagen.

langweiligen, so war in der deutschen Journalistik von damals jeder Stil verboten mit Ausnahme des langweiligen. In seinem reizenden Feuilleton: „Der Narr im weißen Schwan“ macht sich Börne selbst über den damaligen Zustand der Presse lustig. Die Oberpostamtszeitung, welche Börne daselbst verspottet, war der Typus ihrer Gattung. Von den großen, weltbewegenden Fragen der Zeit, den Fragen der Politik, den großen Erfindungen, der Umstürzung aller nationalökonomischen Anschauungen, die eine Folge der letzteren waren, von den Schicksalen der Völker und Staaten, den freiheitlichen Bestrebungen in Kirche und Gesellschaft — von alledem war kein Sterbenswort in den Zeitungen zu finden, nichts als ein paar Hofnachrichten, erbärmlicher Stadtklatsch, Fraubasereien, Beförderungen „verdienter“ Männer, das heißt frecher Schmarotzer und Speichellecker, Theaternachrichten, Jubiläen, naturgeschichtliche Curiositäten, das war der ganze Inhalt. Die Politik nur zu streifen verbot die Censur, welche jedem politischen Artikel unbarmherzig die Erlaubniß zum Druck verweigerte, oder ihn in der schmählichsten Weise castrirte. Die Censur lähmte mit eisernem Drucke jede freie und gesunde Entwicklung des deutschen Preßwesens. Zumeist versahen den Dienst derselben thörichte, aufgeblasene, eitle Menschen, welche von der Bedeutung ihres Amtes nicht den geringsten Begriff hatten und als staatsgefährlich und hochverrätherisch oft das Wahrste,

Beglaubigteste und Harmloseste verdammten. Es wagte zuletzt Niemand sich auf einen Kampf mit ihnen einzulassen, der doch ohne jede Aussicht war, man ging des aussichtslosen Haders müde lieber in dem alten dumpfen Gleise der langweiligen Kleinigkeitskrämerei fort und behandelte nach wie vor die Fragen, ob der Mond in 30000 Jahren auf die Erde herabfallen werde oder ob Kotzebue größer sei als Schiller mit der aufdringlichsten Ausführlichkeit.

In diese traurigen, verrotteten Zustände fiel nun wie ein Blitz die Gründung der Wage. Mit unermüdlicher Ausdauer führte Börne den Kampf gegen die Albernheit und Erbärmlichkeit rings um ihn. Er wurde nicht müde immer und immer wieder in den schärfsten Ausdrücken, den deutlichsten Umschreibungen, seinen Gegnern bald mit unerbittlicher Logik ihre Thorheit und Feigheit klar zu machen, bald sie an den Pranger der Lächerlichkeit zu stellen. Hatten jene die Macht, so hatte er den Witz, und es schien fraglich, welches die bessere Waffe sei. Er schlug einen Ton an, wie er so kühn und frei und geistvoll in Deutschland seit Lessing nicht gehört worden war. Lessing kämpfte gegen bornirte Philologen und intolerante Geistliche, er gegen ebenso schwachsinnige Censoren, gegen selbstsüchtige Despoten und die Gleichgiltigkeit der großen Masse.

Da er vieles nicht offen, nicht geradezu sagen durfte, wollte er sein Blatt nicht auf der Stelle

unterdrückt sehen, so mußte er sich nach einem Object umschauen, welches die Stelle des Sacks vorstellen konnte, auf den er schlug, während er den Esel meinte. Es lag sehr nahe, das Theater für diesen Zweck zu gebrauchen. Das Theater stand in jenen politisch unfreien Zeiten im Mittelpunkte des gesellschaftlichen Interesses, von der neuen Rolle einer berühmten Schauspielerin sprach man wie wir heut von dem wichtigsten politischen Ereigniß. Die Gebildeten und das Volk, welche auf irgend eine Weise ihre moralische und faktische Macht kund geben wollten, hatten allein im Theater bei Applaus oder Zischen dazu Gelegenheit. Ein Volk, welches die Kunst und zumal das Theater über alles Andre stellt, beweist dadurch immer seine Unfreiheit. Dem wahrhaft freien Manne wird das Theater stets nur ein Gegenstand secundären Interesses sein, wie es ja wirklich in unsern, denn doch ein wenig freieren Tagen schon fast völlig zur Domäne der Frauen herabgesunken ist, denen es theils unmöglich, theils verboten ist, an den politischen und socialpolitischen Zeitereignissen Antheil zu nehmen. Auch Börne stand das Theater meist in zweiter Linie, er behandelte es nur immer als die Bretter, welche die Welt bedeuten. Daher darf man auch nicht den Versuch machen, eine Parallele zwischen Lessings und Börne's Dramaturgie ziehen zu wollen. Lessing war es heiligster Ernst um das Theater, er kannte nichts Höheres als die Kunst, seine Drama-

turgie besitzt einen einheitlichen Charakter, der Kampf gegen das Franzosenthum auf der Bühne und die Einführung Shakespeare's, die Begründung eines wahren, natürlichen und nationalen Dramas sind das leitende Princip seiner Dramaturgie. Börne fehlte es vollständig an einheitlichen dramaturgischen Principien, er war als Theaterkritiker vollständig Dilettant, freilich einer wie es wenige giebt, mit klarem Blick und gesundem Menschenverstand, aber er urtheilte doch immer nur von Fall zu Fall. Wir haben in Deutschland überhaupt keinen wirklichen Theaterkritiker seit Lessing gehabt, denn selbst einem so großen stilistischen und kritischen Talente wie Speidel fehlt es an einheitlichen leitenden Grundsätzen, auch er urtheilt nur von Stück zu Stück, ohne Ausblicke ins Große und Allgemeine der dramatischen Kunst zu geben. Für Börne war nun gar die Dramaturgie eine willkommene Bemäntelung für seine politischen Bestrebungen. Er schrieb über den Charakter des Hamlet und dachte dabei an den that- und energielosen Hamletcharakter des Deutschen, der sich sein Recht ohne Murren, ohne sich zu einer kühnen That aufraffen zu können, von einem rohen Unterdrücker nehmen läßt, — ein Gedanke, dem Freiligrath später poetischen Ausdruck gegeben — er warf Schillers Tell vor, er sei ein feiger Mörder, der sich hinter einem Hollunderbusch zum Meuchelmord verstecke, anstatt dem Geßler auf offenem Markte

entgegenzutreten oder sich den Freiheitsbestrebungen seiner Landsleute anzuschließen, und warf damit den Deutschen vor, daß keiner aus ihrer Mitte ihren Unterdrückern offen entgegenzutreten wage und jeder den egoistischen Tell spiele, anstatt sich mit den Andern zu einer großen, freiheitsbegehrenden Masse zusammen zu thun, der kein Tyrann auf die Dauer widerstehen konnte. Im übrigen aber zeigte er auch in seinen nicht politisch gemeinten Theaterkritiken ein tiefes und eingehendes Verständniß für die dramatische Kunst und für die Musik. Er erkannte das Genie des jungen damals noch unbekannten Grillparzer und förderte es durch seine glänzenden Besprechungen, während er sich selbst durch die lautesten Posaunenstöße, mit welchen die Afterdichter der romantischen Schule, Müllner und Houwald ihre Schicksalskomödien der Welt anpriesen, nicht bethören ließ, sondern laut und vernehmlich seine Stimme gegen diese Sünder am wahren Geiste der dramatischen Poesie erhob. Seine Besprechung des Houwald'schen „Bild" ist geradezu vernichtend. Auch späterhin büßte er nicht die Schärfe seines Blickes im Erkennen von Talenten ein. So urtheilte er ganz richtig über den jungen Victor Hugo, er wäre ein großes Talent, aber total verrückt. Nur den Tell verstand er nicht, er sah nicht, daß das was er diesem Stücke und zumal der handelnden Hauptperson vorwarf, gerade das Gelungenste und Preisenswertheste war: jener wunderbare in-

tuitive Realismus Schillers, der diese Schweizer Bauern mit ihrem kräftigen, energischen, ihre Freiheit kühn vertheidigenden und über Menschenrecht und Edelsinn dem Feinde gegenüber nicht lange philosophirenden Charakter, aber dem schlechten und kurzsichtigen, nur ihre Kirchthurmsinteressen begreifenden politischen Blick in ihren engen Bergen, so schilderte, wie sie wirklich waren, nicht wie sie vom geschichtsphilosophischen Standpunkt aus hätten sein müssen. Den Realismus in der Kunst hat Börne überhaupt nie begriffen, aber bei den damals herrschenden beschränkten und schiefen ästhetischen Anschauungen kann dies kein Tadel für ihn sein. Am berühmtesten von all seinen dramaturgischen Besprechungen wurde seine Recension über das Auftreten von Henriette Sontag. In derselben brachte er der gefeierten Sängerin wohl die geistreichste Huldigung dar, die ihr je zu Theil wurde — die Henrietten hatten es ihm nun einmal angethan. Man sprach in Frankfurt und auswärts wochenlang von diesem Aufsatze, ja in Berlin gedachte man seiner noch nach Jahren. — Börne war schonungslos in seinem Urtheil, jede schauspielerische Mittelmäßigkeit, jeden Darstellungsfehler gegen die gesunde Vernunft, die historische Richtigkeit mutzte er mit scharfen satirischen Worten auf, Schauspieler und Directoren zitterten vor ihm, ja er wurde sogar manchmal in Händel verwickelt. Börne kannte die Theaterzustände im übrigen Deutschland nicht; hätte er gewußt, so ge-

stand er später selbst, daß nirgend anders besser gespielt und angemessener ausgestattet würde, sein Urtheil wäre manchmal milder ausgefallen. Namentlich gegen die Kriecherei der Schauspieler vor den Recensenten spitzte er seine Feder. „Herr Keller war bei mir und bat mich seine Frau in der Rolle der Emma von Falkenstein zu schonen, ich thue es hiermit“, schrieb er einmal. So scharf und erbarmungslos er aber zu tadeln wußte, ebenso fein und graziös verstand er wahre Anmuth und Kunst zu loben, wie jene der Dem. Lindner, in die er ein klein wenig verliebt gewesen sein mag. Am meisten von allen aber hatte ihn doch die Persönlichkeit und die Kunst der berühmten Henriette Sontag gefesselt, die er mit einem wahren Regen geistreicher Complimente überschüttete.

Denselben Erfolg wie seine dramaturgischen hatten seine Bücherbesprechungen, sowie seine Aufsätze aus dem Gebiet des öffentlichen Lebens. Auch hier gefiel sein frischer, muntrer Ton ungemein. Er schrieb für unbedingte Freiheit der Presse, für constitutionelle Staatsverfassung, über Reorganisation der Steuern, gegen die Titel- und Ordenssucht der Deutschen, gegen das Philisterthum, wie es sich auf allen Wegen und Stegen breit machte, über die damaligen jämmerlichen Preßzustände, kurz über Alles, was für die damalige Zeit von Interesse sein und den Argusaugen der Censur mit einiger Geschicklichkeit vorbeischlüpfen konnte.

Machtvoll und energisch erklang auch sein Wort zu Gunsten der Emancipation der Juden. Seit er nicht mehr zu ihnen gehörte, durfte er um so gewichtiger für sie eintreten. Keiner kannte wie er den ganzen Jammer der unverschuldeten Knechtschaft in so genauem Maße, keiner hatte wie er das Recht, über diese schmachvollen Zustände in unverhüllten Worten zu sprechen und alle frei- und edeldenkenden Menschen zur Reform derselben anzurufen. So wenig er für die Art seiner Frankfurter Glaubensgenossen je Sympathie empfunden, so würde er doch nie zugegeben haben, daß Hunderttausende, und wären sie als Menschen ihm noch so unsympathisch, um ihr angestammtes natürliches Menschenrecht unter schön klingenden aber sinn- und herzlosen Phrasen betrogen würden, sein angeborenes Gerechtigkeitsgefühl sträubte sich dagegen, Andere unter einem Druck fortleiden zu sehen, dem er selbst sich entzogen hatte. Er verlangte für sie keine besondere Liebe, keine besondere Schonung, sondern nur die Gewährung der einfachsten, klarsten, natürlichsten Menschenrechte, die man ihnen hartnäckig verweigerte.

Es war ein gewisser Unterschied zwischen dem Judenhaß von damals und dem von heute, der sich den hochtönenden Namen Antisemitismus beigelegt hat. Der Judenhaß von damals hatte einen einheitlicheren Charakter als der heutige. Es war auch wirklich noch das Moment des confessionellen Gegen-

satzes in ihm, das heut fast völlig entschwunden ist. Der Judenhaß von früher war mehr das letzte Ueberbleibsel mittelalterlicher Barbarei, eine Art überkommenen, starr festgehaltenen Vorurtheils. Der heutige Antisemitismus muß bei weitem schlimmer erscheinen. Heut hassen und verfolgen den Juden auch solche, die nie im Laufe des ganzen Jahres die Schwelle einer christlichen Kirche betreten. Der Antisemitismus ist eine Zusammenfassung der verschiedenartigsten Anschauungen und Auffassungen, ohne einen andern inneren Zusammenhalt als den Haß gegen eine und dieselbe Klasse. Im Allgemeinen kann man unter den heutigen Antisemiten aber zwei Gruppen unterscheiden: die Egoisten und die Idealisten. Die ersteren sind die bei weitem zahlreicheren. Der Kampf ums Dasein, der in unsern Tagen immer furchtbarere Dimensionen und Formen annimmt, die Ueberfüllung auf allen Gebieten des geschäftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen und des Beamtenlebens, die er hervorruft, macht Viele zu Judenfeinden, die in der Hoffnung leben, durch Beseitigung eines Theiles der Concurrenten sich ein wenig Luft zu verschaffen und der drückenden Concurrenz abzuhelfen, sie hassen den Juden nicht als Juden, sondern einfach als den klugen und geschickten Erwerbsnebenbuhler, der bis vor kurzem unterdrückt, sich jetzt mit einem Mal erlaubt einen Theil ihres bisherigen Brotes für sich in Anspruch zu nehmen, das sie wiederzuge-

winnen gedenken, indem sie ihn in die alte Abhängigkeit zurückschleudern. Niederträchtiger, gemeiner Egoismus ist das Triebrad ihrer Handlungsweise. Die Idealisten fabeln etwas von nationaler Einheit und hassen den Juden, weil er nicht schnell genug im Deutschthum aufgehe. Sie wollen ein reines, ungemischtes Deutschthum in Deutschland haben. Aber diese Leute vergessen eben, daß ein Volksstamm sich so ganz bis aufs letzte Tüpfelchen seiner angeerbten Eigenschaften in 50 Jahren nicht entäußern kann, daß dies erst im Laufe einer längeren Periode möglich ist und nur bei vollständig freier und nach allen Seiten ungehinderter Entwickelung. Daß das Judenthum als Nation keine Berechtigung mehr hat, steht außer allem Zweifel, denn eine Nationalität ohne Heimath, ohne Macht und Hinterhalt ist eben ein Unding, eine Pflanze ohne Boden. Aber die einzige Möglichkeit, es aus der Welt zu schaffen ist eben die, es vollständig in den andern Völkern aufgehen zu lassen, das heißt unbedingte, ungehinderte Emancipation. 1800 Jahre der Knechtschaft haben das Judenthum nicht vertilgen können, aber man warte hundertachtzig Jahre voll freier, durch keine Reactionen unterbrochener Emancipation ab, und es giebt keine Juden mehr in Deutschland. Denn wir sehen, wie trotz des Antisemitismus täglich eine Scholle um die andere von der festen Masse des Judenthums losbröckelt und sich der Erdmasse

der andern Völker amalgamirt. Gerade der Antisemitismus, das heißt die Bestrebungen, die Juden in die alte Knechtschaft zurückzuführen, müssen den Erfolg haben, das jüdische Nationalbewußtsein und Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken, das sich, wären die Juden ganz frei und jeder Gefahr eines Rückfalles überhoben, allmählich selbst auflösen müßte. Und so sind die sogenannten Antisemiten die wahren Freunde und Beförderer des längst nicht mehr existenzberechtigten Judenthums in seiner veralteten Gestalt, die aber, welche für die Emancipation desselben auftreten, seine wahren Gegner und Vernichter, die wirklichen aber rühmlichen Antisemiten. Allerdings müßte um die Assimilirung des Judenthums in Deutschland zu ermöglichen, die Ostgrenze gegen Polen gesperrt werden. Die deutschen Juden, die ein ganz anderer Schlag sind, als jenes charakterlose Volk, welches in hellen Scharen über die polnisch-galizische Grenze herüberströmt, würden sich in wenigen Jahrzehnten den Deutschthum assimilirt haben, und wenn dies der geheime Sinn der jüngsten preußischen Grenzabsperrungspolitik ist, so wird man nicht anders können, als sie als eine Politik hoher staatsmännischer Weisheit zu preisen. Denn mit jenem polnisch-jüdischen Gesindel, das in seiner Charakterlosigkeit nur der durchschauen kann, der lange unter ihm gelebt hat, dürfte es allerdings schwerer halten fertig zu werden und es dem Deutschthum zu verschmelzen.

Und wenn wir nun die Frage aufwerfen, ob in dem Kampfe gegen den heutigen Antisemitismus ein neuer Börne auf der Seite des Rechts und der Vernunft Noth thäte, so müssen wir sagen, daß er gegen die eben charakterisirten Eigensüchtler mit aller Gewalt seiner Feder doch nichts ausrichten würde, da diese Klasse von Menschen einmal nicht zu belehren und nicht auszurotten ist, weil sie gar nicht aus Gründen der Vernunft, sondern aus Gründen des Neides und der Sucht nach Gewinn schreit und handelt. Gegen jene falschen und begriffswirren Idealisten aber wäre freilich heut ein zweiter Börne am Platze, der ihnen mit schneidigem und klarem Worte nachwiese, daß sie verkehrt anfangen und böse machen, was sie aus nationalem Uebereifer zu gut machen wollen. —

Die „Wage" hatte sogleich nach dem Erscheinen der ersten Hefte bei dem gebildeten lesenden Publikum den größten und nachhaltigsten Erfolg. Nicht nur in Frankfurt, sondern auch auswärts. Börne wurde mit einem Schlage zu einem populären Manne. Zumal seine witzigen Theaterkritiken wurden geradezu verschlungen.

Kein Fremder, der nach Frankfurt kam, versäumte, sich den „Doctor Börne, der gegen die Komödianten schreibt", zeigen zu lassen, wobei er durch die unscheinbare Persönlichkeit des berühmten Journalisten zumeist arg enttäuscht wurde. In Wien lasen Gentz

und Metternich, in Berlin Varnhagen und Rahel die neue Zeitschrift mit lebhaftem Entzücken und verbreiteten in ihren Salons das Lob des begabten Herausgebers. Metternich wußte sehr wohl das publicistische Talent auch am Gegner zu schätzen, und er merkte sich dasselbe sehr genau, um es bei guter Gelegenheit für sich zu benutzen. Rahel war von dem Tone, den die Wage anschlug, so entzückt, daß sie Börne ihre Mitarbeiterschaft anbot und einige Aphorismen sandte, die natürlich mit Dank angenommen wurden. Auch in materieller Hinsicht waren die Erfolge der Zeitschrift für die Verhältnisse jener Tage und den beschränkten Leserkreis gut zu nennen. Es wurden im Ganzen 800 Exemplare abgesetzt, und Börne erzielte einen Reingewinn von 47 Gulden pro Druckbogen.

Es war natürlich, daß der große Erfolg der ersten Hefte nicht nur die Aufmerksamkeit des Publikums, sondern auch die der Verleger und Buchhändler auf ihn lenkte, und daß diese den geistreichen Schriftsteller, der einen so neuen, interessanten Ton in die trockene Einförmigkeit der deutschen Journalistik eingeführt hatte, auch für sich zu gewinnen suchten, um von ihm Vortheil zu ziehen. Cotta bat um seine Mitarbeiterschaft für das „Morgenblatt“; Brockhaus suchte ihn als leitenden Redacteur für sein „Literarisches Wochenblatt“ zu gewinnen, aber Börne lehnte eine Uebersiedlung nach Leipzig ab. Der Buchdrucker

Wetner, welcher das „Frankfurter Staatsristretto“ herausgab, machte ihm den Vorschlag, dasselbe unter seiner Leitung in eine „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ umzuwandeln. Als Redacteur der letzteren führte er im ersten Quartal des Jahres 1819 einen ununterbrochenen Krieg mit der Frankfurter Censur. Die Regierungen waren auf ihn aufmerksam gemacht worden, der Bundestag, der seine Sitzungen im Palais auf der Großen Eschenheimer Gasse abhielt, ließ alles Mögliche aufbieten, um dem kühnen Vertreter des freien Wortes seine Thätigkeit unmöglich zu machen. Jede Aeußerung, auch die harmloseste, erschien verdächtig, und der Censor zerstückelte und zerschnitt Börne's Aufsätze oft in der sinnlosesten und grausamsten Weise. In den „Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur“ hat Börne eine Anzahl der haarsträubendsten Ungerechtigkeiten dargestellt und jener Aufsatz wird ein ewiges Brandmal der abscheulichen Tyrannei des Geistes bleiben. Der täglichen aufreibenden Kämpfe mit der brutalen Gewalt müde, gab Börne endlich das Blatt auf. Da bot ihm der Buchdrucker Wilmanns die Uebernahme seiner Wochenschrift „Zeitschwingen“ an. Man machte den Versuch, das Blatt in Offenbach, von der drückenden Herrschaft der Frankfurter Censur frei, erscheinen zu lassen, allein schon nach wenigen Nummern unterdrückte die hessische Regierung auf Veranlassung des Bundestages dasselbe.

Diese fortwährenden Aufregungen und Reibereien wirkten natürlich höchst nachtheilig auf Börne's Gesundheitszustand und Gemüth. Ein paar kurze Reisen an den Rhein und in die Umgegend konnten ihm nur vorübergehende Erholung bringen, er sehnte sich hinaus, ganz fort aus den kleinlichen, unfreien Verhältnissen seiner Umgebung, aus seinem engen Quartier im Johanniterhof in der Fahrgasse. Das Land der Freiheit und Gleichheit zu schauen, war schon längst sein Wunsch — in Paris zu leben, der Stadt, die damals wirklich noch für den Mittelpunkt der civilisirten Welt gelten konnte, in der Alles sich zeitweilig zusammenfand, was von Geist und Talent in ganz Europa vorhanden war, mit der damals noch keine andere wetteifern konnte. Seine Wage, die ja zwanglos erschien, konnte er von auswärts auch redigiren. So fuhr er denn im Oktober 1819 zum ersten Mal nach Paris. Damals ahnte er noch nicht, welche Bedeutung Paris für sein ferneres Leben erhalten sollte. Bei der berüchtigten naiven Unkenntniß der Franzosen in Bezug auf Alles was ausländisch und besonders deutsch heißt, war er sehr erstaunt, in den ersten Blättern seine Ankunft mit schmeichelhaften Worten angekündigt zu sehen. Man betrachtete ihn wie einen politischen Flüchtling, der er freilich nicht war, und alle liberal Gesinnten hießen ihn von Herzen willkommen. Die deutschen Landsleute, besonders die jüdischen Glaubens, zeigten

sich dagegen nicht von der liebenswürdigsten Seite und bewiesen viel Angst und Feigheit. Der Eindruck, den Paris auf ihn machte, war überwältigend, das echt weltstädtische Leben und Treiben rings um ihn, die persönliche Liebenswürdigkeit der Franzosen, der große Maßstab der Verhältnisse, die hohe Entwickelung des politischen Lebens, Alles dies imponirte ihm mächtig, und als er nach wenigen Wochen schied, geschah es mit dem festen Vorsatze, so bald als möglich wiederzukommen. Er hatte begonnen, den Charakter des französischen Volkes liebzugewinnen. Diese Nation versteht ja ihre Vorzüge in so bestechender Weise wie keine andere ins Licht zu setzen, ihre Schwächen zu verbergen; seine alte Idee, beide Nationen, die deutsche und die französische, müßten mit einander verbunden die Welt regieren, weil ihre Fehler und Vorzüge sich ergänzten, erwachte wieder, und er glaubte sich berufen, die Aussöhnung zwischen beiden anzubahnen. Von der Reise aus unterhielt Börne einen regelmäßigen Briefwechsel mit seiner Herzensfreundin Frau Wohl. Diese Briefe hatten fast die Gestalt eines Tagebuchs, denn er legte in ihnen alle seine Gedanken und Empfindungen nieder und berichtete seine Erfahrungen und Erlebnisse mit fast chronistischer Genauigkeit. Er befolgte dieses Verfahren von jetzt ab regelmäßig, so oft er allein auf Reisen war.

Nicht lange nach seiner Rückkunft, am 22. März

1820, wurde Börne in Frankfurt eines Abends, als er eben aus dem Theater kam, verhaftet. Er konnte sich dies anfangs kaum erklären, denn er war sich keiner ungesetzlichen Handlung bewußt, allein bei der damaligen Demagogenfurcht der Bundesregierungen und besonders des in dieser Hinsicht geradezu kindisch ängstlichen Metternich wurde oft selbst der Harmloseste und Unschuldigste vom Bannstrahl der Verhaftung getroffen, ein unfreiwillig zweideutiges Wort genügte, um den, der es ausgesprochen, für Monate ins Gefängniß zu bringen. Schließlich stellte sich heraus, daß Börne beschuldigt war, aufrührerische und beleidigende Pamphlete im Schloßgarten von Darmstadt ausgestreut zu haben. Allein Börne wußte den Herren vom Gericht klar zu machen, daß er einer solchen Thorheit nicht fähig sei, da er Alles was er schreibe, vollauf brauche, um sein eignes Blatt damit zu füllen. Der wirkliche Attentäter ward denn auch bald entdeckt und Börne nach einer vierzehntägigen Haft, während welcher er sehr streng gehalten worden, freigelassen.

Börne wurde endlich der fortwährenden Kämpfe mit der das freie Wort unterdrückenden und beschneidenden Censur müde. Allenthalben wurden ihm Hindernisse in den Weg gelegt, wo man ihm einen Schabernack spielen konnte, geschah es, man hörte nicht auf, ihn durch kleine Angriffe zu reizen, ihn herabzusetzen und zu verläumden. Zudem entsprach

der materielle Erfolg seines Blattes, wenn er auch verhältnißmäßig günstig war, doch nicht so ganz den Mühen und Anstrengungen, die darauf verwendet werden mußten. Auch war Börne kein schneller und regelmäßiger Arbeiter, er feilte lange und emsig an seinen Aufsätzen, und nur so erreichte er die wunderbare Glätte und Knappheit derselben. Zum Journalisten in unserm heutigen Sinne, der gewohnt ist, über eine Theatervorstellung, ein Concert, ein Nachtfest für die nächste Morgennummer eine ausführliche Plauderei zu schreiben, hätte er also nicht getaugt. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag trotz der eifrigen und umsichtigen Pflege der Freundin, die darin eine bewundernswerthe Ausdauer entwickelte, er konnte regelmäßige und ständige Arbeitszeiten nicht mehr einhalten. So entschloß er sich denn von seiner Zeitschrift, deren letzte Hefte schon sehr unregelmäßig erschienen waren, vollständig Abschied zu nehmen. Die Wage ging 1821 ein, aber das Unternehmen war doch kein verlorenes gewesen, denn der frische und gesunde Ton, den er angeschlagen, lebte in anderen Blättern, die ihn aufgenommen hatten, weiter fort, das Publikum, nun einmal an ihn gewöhnt, vermochte den alten, trockenen und öden Zeitungsstil nicht mehr zu genießen, sondern verlangte energisch von seinen Blättern elegante und angenehme Form der Darstellung und eine kühne und freie Gesinnung, kurz, die den

modernen Ansprüchen entsprechende deutsche Presse war geschaffen.

Lange hielt es Börne nun einmal in dem andern als materiellen Interessen unzugänglichen Frankfurt nicht aus. Reisen war ihm Lebensbedürfniß, er fühlte sich dann erleichtert, vergaß seiner körperlichen Leiden, seiner Trostlosigkeit über die Zustände im deutschen Vaterlande. Allenthalben sammelte er neue Eindrücke, über die er sich in ausführlichen Briefen an seine Freundin genaue Rechenschaft gab. Er lebte gern eine Zeit lang in fremden Städten, um sich mit dem Charakter der Bewohner vertraut zu machen. So hielt er sich im Jahre 1821 längere Zeit in Stuttgart und München auf, überall als geistreicher Mann, bedeutender Publicist und freisinniger Charakter gefeiert. In München schrieb er Theaterkritiken, aber wie Lessing widerstand auch ihm zuletzt das Theater. Er sah ein, daß ein noch so künstlerisches Abbild des Lebens schließlich doch immer nur ein todtes Ding bleibt und nie das wirkliche, heiß und schnell pulsirende, alle Sinne mächtig ergreifende Leben ersetzen kann. Es begann ihn zu ärgern, wenn hochgebildete und geistvolle Leute ihn mit endlosen ästhetischen Gesprächen langweilten. „Um Himmels willen“, rief er aus, „schreibe ich denn in einer Art, daß man glaubt, ich mache mir viel aus dem Theater und solchen Lumpereien? Sieht man denn nicht, wie gleichgiltig mir alle diese Dinge sind?

Die wahre Geschichte jedes Tages ist witziger als Molière und erhabener als Shakespeare. Ein paar Lampen angezündet und die Zeitung vorgelesen — was könnte Eßlair besseres geben?“ Jetzt begriff er vielleicht die tiefe Weisheit, die in dem vielbestrittenen Satze Plato's von der Stellung der Künstler im Staat verborgen liegt, denn noch heut nimmt Niemand so wenig Antheil am öffentlichen Leben der Nation als der Künstler und zumal der dramatische, wie das ja im Wesen der Sache begründet liegt.

Als Börne so von mannichfachen Zweifeln und Gedanken bewegt in München inmitten eines regen geistigen Verkehrs lebte, traf ihn eines Tages ein Brief seines Vaters mit einer gänzlich unerwarteten Nachricht, die ihn seltsam berührte. Der alte Baruch hatte den publicistischen Unternehmungen seines Sohnes mit eigenartigen Empfindungen zugesehen. „Ich billige, was mein Sohn schreibt“, sagte er wohl öfters, „aber ich wünschte, daß es nicht mein Sohn wäre, der dergleichen schriebe“. Väterlicher Stolz erfüllte ihn ob der Erfolge Ludwigs bei allen Gebildeten, ob der Ausbreitung seines Ruhmes, aber er wurde die Besorgniß nicht los, als ob seine unvorsichtige Opposition gegen die Regierungen ihm schaden, ihm seine Carrière verderben könnte. Er gehörte zu den „Vorsichtigen“, der Begriff der Gesinnungstüchtigkeit war ihm fremd, ihm war unklar, wie man für eine Idee leiden könne. Er hatte einen talentvollen Sohn

und glaubte diesem zu Dank zu handeln, wenn er etwas für sein Fortkommen that. So schrieb er ihm denn aus Wien, er habe mit seinem Gönner Metternich, dem seine „Wage" wohlbekannt sei und der sein Talent sehr schätze, Rücksprache genommen, und wenn Ludwig gewillt sei, sein Talent in den Dienst der österreichischen Regierung zu stellen, so biete man ihm den Titel eines Kaiserlichen Rathes, ein angenehmes Leben und eine ehrenvolle Position in der Gesellschaft an — eine ähnliche Stellung, wie sie Gentz bereits in Wien einnahm. Der alte Baruch sah nicht im geringsten etwas Schimpfliches bei diesem Angebot, er sah nur den materiellen Vortheil und erwartete so bestimmt die Annahme des Vorschlages, daß er seinem Sohne das Geld zur Reise nach Wien sandte. Was sollte Börne thun? Er wußte, daß sein Vater ihn nie verstehen würde, wenn er ihm auseinandersetzte, warum seine Grundsätze ihm verböten, seine Feder zu verkaufen selbst auf die verlockendsten Anerbietungen hin, und daß er sein Ansehen nur genießen könne, so lange er unabhängig und frei lebte und schrieb, daß er für die Welt geistig todt sei, so wie er sich zum Lohnschreiber erniedrigte. Aber wenn er Charakter genug besaß, das glänzende Angebot abzulehnen, so war er doch nicht stark genug, auch das übersandte Geld zurückzuschicken, da er in diesen Monaten fast immer in Verlegenheit steckte. Er nahm das Geld, bestieg die Post und reiste zurück

nach Stuttgart, wo er sich in die Einsamkeit vergrub, er floh, wie einst Joseph vor Potiphar floh — eine ehrenvolle, ruhmreiche Flucht, denn er wußte vorher, welche Kämpfe er von jetzt ab mit den Seinen, die ihn nicht verstanden, und zumal mit seinem Vater zu bestehen haben würde. In der That begannen von jetzt ab unendlich widerwärtige Zwistigkeiten mit seiner Familie. Seine Kränklichkeit machte es ihm unmöglich, sich durch literarische Thätigkeit so viel zu erwerben, daß er unabhängig leben konnte, er war vielmehr auf die Unterstützung seines Vaters angewiesen. Nun war seine Lebensweise eine ziemlich kostspielige. Von Jugend auf war er an Comfort, Eleganz und viele kleine Liebhabereien, schöne Bücher, Vögel, Blumen gewöhnt, so daß er in diesen Jahren fast nie aus den Schulden heraus kam. Sein Vater beabsichtigte ihn zuerst mit einer bestimmten Summe ein- für allemal abzufinden, allein Ludwig war klug genug, so wenig Geschäftssinn er sonst hatte, auf diesen Vorschlag nicht einzugehen. Während dieser langdauernden peinlichen Familienkämpfe war es Jeannette Wohl, die treu zu ihm hielt, ihn in Stunden der Muthlosigkeit und Verzweiflung wieder aufrichtete und zu neuem Schaffen antrieb. Unbekümmert um den Stadtklatsch, die Verläumdungen und Lästerungen, mit denen man ihre Beziehungen natürlich nicht verschonte, blieb diese einfache aber starke und energische

Frau der Regung ihres Herzens treu und Börne fand im Umgange mit ihr die reinste Anregung und Befriedigung der Anforderungen seines Gemüths, die nothwendige Ergänzung seines Wesens. Ja, als Börne in Heidelberg einen Blutsturz hatte und wochenlang darniederlag, wich sie nicht von seinem Lager und pflegte ihn mit einer Aufopferung und Selbstverläugnung, deren nur die größte und aufrichtigste Zuneigung fähig war.

Im Herbst desselben Jahres reiste Börne zum zweiten Male nach Paris, diesmal jedoch nicht allein sondern in Begleitung seiner Freundin und deren Schwester, der späteren Frau Dr. Reinganum. Die Eindrücke, welche Börne bei seinem ersten Pariser Aufenthalt empfangen hatte, waren so mächtig gewesen, daß er es nicht länger in der Heimath aushielt, sondern seinem inneren Drange, sich wieder in den Strudel des mächtig brausenden großstädtischen Lebens zu stürzen, folgen mußte. Bei seinem Freunde, dem Dr. Stiebel, hatte er den damaligen Fürsten der deutschen Verleger, Cotta, kennen gelernt, der eifrig bemüht war, junge und kräftige Talente für seine journalistischen Unternehmungen heranzuziehen. Gegen einen Jahresgehalt von 6000 Francs hatte Börne sich verpflichtet, Schilderungen und Bilder aus dem Pariser Leben für das Morgenblatt zu schreiben. Das Honorar war nicht gerade unbedeutend, denn Börne gehörte damals schon zu den

ersten und bestbezahltesten deutschen Schriftstellern. Vielleicht ist es auf den Einfluß der Frau Wohl zurückzuführen, daß er jetzt und in Zukunft auch die geschäftliche Seite seiner Thätigkeit genügend in Betracht zog: Frauen pflegen ja in solchen Fällen praktischer zu denken als Männer, die sich zu leicht einem unfruchtbaren Idealismus hingeben. In Gesellschaft seiner Freundin genoß nun Börne alle Annehmlichkeiten und Schönheiten des Pariser Lebens — jenes Pariser Lebens, das sich noch seine alte, lustige Harmlosigkeit bewahrt hatte, die sich jetzt nach den schweren Schicksalsschlägen, die Frankreich erlitten, in republikanische Langweile oder in übertriebenes Raffinement des Genusses verwandelt hat. Börne lernte noch das alte, fröhliche Paris eines Murger, Kock und Béranger kennen und fand in der angenehmen Begleitung seiner Freundin an Allem, was er sah und was ihn umgab, doppelten Genuß, so daß er sich mit Behagen von dem großen Strome des Weltstadtlebens tragen ließ. Er war damals durch ungerechte Angriffe noch nicht verbittert, hatte noch Sinn für Harmlosigkeit, Humor und Schönheit, und stand in der Vollkraft seiner Jahre. Unzweifelhaft gehört jene Zeit seines zweiten Pariser Aufenthalts zu den schönsten Tagen seines Lebens. Dies spricht sich auch aus den Feuilletons aus, die er in die Heimath sandte, seine „Schilderungen aus Paris“ gehören zu dem Besten, was wir aus seiner Feder

besitzen. Wie in einem klaren Strom, einem Spiegel aus dem feinsten venetianischen Glas schillert das buntbewegte Leben der Millionenstadt in reizvoller Darstellung aus denselben wieder, ein fröhlicher gesunder Humor, liebevolles Eingehen in die Einzelheiten des Lebens, in die Eigenart des Nationalcharakters verleiht ihnen nicht zu beschreibenden Reiz. Die Darstellung nimmt es an Grazie mit den Reiseschilderungen Pückler-Muskau's auf und hat vor jenen den Vorzug in einem tadellosen, reinen Deutsch geschrieben zu sein. So sind diese kleinen Feuilletons in ihrer Art mustergiltig und waren von dem größten Einfluß auf die Ausbildung der sogenannten Reiseliteratur, eines Zweiges der modernen Schriftstellerei, der, bis dahin arg vernachlässigt, trocken und langweilig, sich seitdem immer schöner und fruchtbarer entwickelt hat. Auch vor Heine's „Reisebildern“ haben Börne's Skizzen manchen Vorzug, vor allem den, daß in ihnen wirklich Reise- und Culturschilderungen den größten Theil des Inhalts ausmachen und nicht wie bei jenem, allgemeine Betrachtungen, Witze, Anspielungen und Gedichte. Daß Börne keineswegs blind gegen die Schwächen des Franzosenthums war, wie man ihm so oft mit Unrecht vorgeworfen, geht aus den Skizzen ebenfalls mit Deutlichkeit hervor, er faßte z. B. den Hauptfehler der Franzosen, ihren lächerlichen Größen- und Unfehlbarkeitsdünkel ganz richtig auf und war davon über-

zeugt, daß sie nie im Stande sein würden, eine fremde nationale Individualität nach Gebühr zu würdigen, wie er sich ja auch gegen die klägliche Verballhornisirung des Goethe'schen „Erlkönig" wandte.

Nach seiner Rückkehr von Paris lebte Börne wie früher still und zurückgezogen in Frankfurt. Er hielt die angeknüpfte Verbindung mit dem Morgenblatte aufrecht und sandte demselben von Zeit zu Zeit kleinere Skizzen, Aufsätze und Plaudereien, eine literarische Gattung, die er und Heine aus Frankreich leicht und glücklich nach Deutschland verpflanzten. Zu einer größeren, zusammenfassenden Arbeit fand er nicht Stimmung und Sammlung. Börne war als Schriftsteller keine große und machtvolle Eigennatur, die Fähigkeit sich in einem umfangreichen einheitlichen Werke auszusprechen und auszuleben, war ihm versagt, er konnte nur Artikel um Artikel in die Presse geben, er war eben zum Journalisten, nicht zum Schriftsteller geboren. Als Journalist aber erreichte er die höchste Stufe, schuf er in seiner Art Vollendetes. Die kleinen humoristischen Aufsätze, die er jetzt für das „Morgenblatt" und die „Iris" schrieb, waren das Entzücken aller literarischen Feinschmecker und noch heute, da wir durch die witzigen Plauderer der Wiener Schule, die Spitzer, Groß, oder die gediegenen Aufsätze eines Frenzel u. s. w. in dieser Hinsicht ziemlich verwöhnt sind, werden

einige jener Plaudereien mit der fröhlichsten Heiterkeit gelesen werden. Man kann ihren ganzen Werth erst richtig beurtheilen, wenn man sie mit den gleichzeitigen faden Witzeleien eines Saphir vergleicht, die damals so viel Aufsehen erregten, und die sie um Haupteslänge überragen. Als die besten sind wohl „der Eßkünstler“ und „der Narr im weißen Schwan“ zu bezeichnen. Zu dem ersteren, der Schilderung eines Vielfraßes an der Table d'hôte, saß ihm wirklich ein Gast im Gasthof zum Schwan in Frankfurt Modell, und Börne schildert dieses köstliche Exemplar seiner Gattung mit den lebenswahrsten Farben und kräftigen Strichen. Die Tafel im Schwanengasthof, die Börne besonders Sonnabends gern aufsuchte, an dem Tage, an welchem es dort stets vortreffliches Sauerkraut gab, bot ihm mit ihrem reichen Fremdenverkehr, der auch so viele Originale hinzuführte — ach, was gab es damals noch für Originale! — unerschöpflichen Stoff zu humoristischen Betrachtungen und Einfällen. Auch seine Bücherkritiken und Aphorismen, die er für das Morgenblatt schrieb, zeigen eine Fülle geistreicher und neuer Gedanken, welche auf der gemeinsamen Basis der Begeisterung für Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit emporgewachsen sind. Die aphoristische Form war eigentlich die seinem unruhigen, springenden und doch langsam feilenden Geiste am meisten zusagende. So mancher seiner größeren Auf-

säße ist nichts als eine aneinander gereihte Schnur geistreicher Aphorismen. Börne's Geist blieb fast niemals am Einzelnen haften, er sah in der kleinsten vorübergehenden Tageserscheinung stets nur den Ausdruck eines allgemeinen politischen oder socialen Gesetzes. Mit dieser Unfähigkeit, das Leben individuell aufzufassen, und dem ihm angeborenen Mangel an plastisch gestaltendem Sinn, der durch die fortwährende Lectüre des verschwommenen, unplastischen Jean Paul verstärkt wurde, hängt die merkwürdige Erscheinung zusammen, daß es einem so geistreichen, so fein beobachtenden Manne vollständig unmöglich war, die kleinste eigne poetische Arbeit, eine Novelle oder dergl. zu schreiben, denn seine Versuche in dieser Richtung sind als vollständig gescheitert, als geradezu schülerhafter Art zu bezeichnen. Börne war Kritiker, Journalist, Essayist, Humorist, politischer Schriftsteller, Philosoph, aber kein Dichter. Und auch als Kritiker ging er nur zu oft von einseitigen ästhetischen Standpunkten aus, ohne die volle und warme Lebenswahrheit dieser oder jener Gestalt genügend würdigen zu können. Wir werden später sehen, wie ihn dies in Verbindung mit einem andern Umstande hinderte, dem größten deutschen Dichter gerecht zu werden. Börne's lebhafter Stil fand zahlreiche Nachahmungen, und wie dies bei Nachahmungen zumeist geschieht, Vorzüge und Fehler, beide charakteristisch, wurden bis zum Zerrbilde

übertrieben. So entstand jene geistreichelnde, unter blendendem Witzfeuerwerk ihre Gedankenarmuth schlecht verbergende Species der modernen Feuilletonplauderei so vieler deutscher Journalisten von zweifelhaftem Ruf, welche über das Schönste, Beste und Edelste ihre frivolen Scherze machen. Jene Species hat aber nichts zu thun mit der gediegenen Feuilletonistik, wie sie in vielen unseren besseren Tagesblätter zum Glück noch immer vertreten ist. Allein jene leichtfertigen Modefeuilletonisten haben auch nicht das geringste Recht, sich auf Börne's Vorbild zu berufen, das sie verzerrten aber nicht nachahmen. Nichts lag Börne ferner als Frivolität und Verspottung des wahrhaft Guten. Seine Absicht war stets nur, große und tiefe Gedanken in der angenehmsten Form zu geben. Angenehme und gefällige Darstellung des Wissenswerthen, das man ihm zu lesen zumuthet, darf aber das Publikum mit Recht verlangen. Es ist daher einfach thöricht, wenn dünkelhafte Gelehrte über das moderne Feuilleton, dessen Begründer allerdings Börne ist, mit wissenschaftlicher Entrüstung herfallen und von einer Corruption der Literatur und der Presse durch dasselbe sprechen. Die leichte und gefällige Behandlung gewichtiger Fragen des Tages im Feuilleton ist im Bedürfniß des Publikums wohlbegründet und jene Männer der „gründlichen, tief wissenschaftlichen Schreibart", welche unsere Presse wieder zu einem

Born der Langenweile machen möchten, beweisen durch ihre Verwechslung von Gründlichkeit und Langeweile nur ihre Unfähigkeit, anders als in gewohnter plumper Weise zu schreiben, thun nur dar, wie gänzlich sie von den Grazien verlassen sind.

Aus dem Jahre 1825 stammt eines der schönsten Monumente aus Börne's Feder, in formeller Hinsicht sogar sein vollendetstes: Die berühmte Denkrede auf Jean Paul, welche er am 2. Dezember des angegebenen Jahres im Frankfurter Museum hielt. „Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint, denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn, und ein hoher Priester ist gestorben." Wer kennt sie nicht, wer hätte sie nicht gelesen, diese mächtig ergreifenden Worte, wen hätte die Fülle der herrlichen, darin ausgestreuten Gedanken nicht bis ins Innerste bewegt? Wen hätte der Zauber der eigenartigen, in hundert Farben blühenden, aus hundert Kelchen duftenden Sprache, der seltenen und fein abgetönten Bilder nicht entzückt? „Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist

dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt." Niemals wieder hat Börne so herrliche Goldfrüchte des Gedankens in so fein ciselirten Silberschalen melodisch und stimmungsvoll gesetzter Worte dem Leser seiner Schriften geboten, und um der herrlichen Wirkung willen, die er auf diese Weise erzielt, kann man ihm die kleine Ueberschätzung, mit welcher er den Dichter Jean Paul beurtheilt, schon nachsehen. Er stellt ihn über alle anderen Dichter unseres Vaterlandes und hat darin Unrecht. Jean Pauls Bedeutung soll nicht bestritten werden, aber seine häufig verworrene Darstellung, sein Einschachtelungswitz, sein selbstgefälliges Prunken mit angesammelter Gelehrsamkeit und Anecdotenkram verhindern, ihn zu den Classikern zu zählen. Schön dagegen ist, was Börne über seine Kämpfe für die Freiheit des Gedankens sagt. Jean Paul war einer der ersten liberalen deutschen Schriftsteller, und darin mußte

Börne sich ihm verwandt, ja der eigentliche Erbe seiner Mission fühlen. Aber von Jean Paul galt, was man fälschlich vom wahren Dichter überhaupt behauptet hat — er kannte den Menschen, jedoch nicht die Menschen. Der größte Dichter wird auch der größte Menschenkenner sein: so ist es wenigstens der Fall bei Sophokles, Shakespeare, Calderon, Goethe, Turgenjeff, Zola. Gerade im Schaffen lebenswahrer, dem Leben abgestohlener Gestalten, im Nachschaffen der einzelnen Theile des ganzen menschlichen Lebens beruht ja die höchste poetische Größe. —

So eifrig mit kleineren literarischen Arbeiten beschäftigt, verlebte Börne angenehme und größtentheils ruhige Jahre. Ein allsommerlicher Aufenthalt in Ems unterbrach angenehm die abwechselungslose Stille des Frankfurter Lebens. In Ems suchte Börne Heilung oder wenigstens Linderung von dem Ohrenbrausen und Lungenstechen, welches ihn immer ärger zu peinigen begann. Einer steten, ungetrübten Gesundheit hat er sich eigentlich nie erfreut. In Ems war er der Gegenstand vielfacher Huldigungen und Aufmerksamkeiten, besonders seitens der Damenwelt, die den berühmten Schriftsteller, dessen Liebesverhältniß bald einen romantischen Nebelkreis erhalten hatte, ständig umflatterte, um sich an den Spielen seines Witzes zu erfreuen und gelegentlich ein Autogramm von ihm zu erhaschen. Börne, sich in Frauengesellschaft immer wohl fühlend, trieb seine Scherze

mit den schönen Kindern, ja er war wohl grausam genug, die aufdringlichsten unter ihnen ein wenig zum besten zu haben, wie er z. B. einmal einer autogrammwüthigen Dame die folgenden Zeilen ins Stammbuch schrieb, die von ihr und ihren Genossinnen lange als ein Ausspruch tiefster, unergründlicher Weisheit bewundert wurden: „Das Leben ist eine Droschke und die Erinnerung eine gackernde Henne, dem barfüßigen Knaben gleich, der sich auf der Wagendeichsel schaukelt. Der Weise begreift das und hält seinen Mittagsschlummer, der Thor frühstückt zu jeder Tageszeit und schweigt. Ems, zur freundlichen Erinnerung, Dr. Börne.“ —

Im Jahre 1827 starb plötzlich Börne's Vater. So eigenthümlich das Verhältniß auch war, welches zwischen Vater und Sohn bestand, eine wie große Entfremdung zwischen ihnen auch im Laufe der Jahre eingetreten war, ging Börne doch dieser Trauerfall sehr nahe, und er empfand in seinem Herzen wahre und aufrichtige Betrübniß über das Hinscheiden des Mannes, der ihn zwar nicht ganz verstanden aber doch geliebt, unterstützt und zu fördern versucht hatte, freilich auf seine eigne Weise. Für Börne aber hatte das Ereigniß die große Bedeutung, daß er jetzt endlich vollständige materielle Unabhängigkeit erlangte und leben und schaffen konnte, ganz wie es ihm beliebte. Sein Erbtheil betrug gegen 22,000 Gulden, so daß er Alles in Allem, sein mütterliches Erbtheil, die

Pension u. s. w. eingerechnet, eine feste Jahresrente von ca. 1500 Gulden hatte, wozu nun noch trat, was er sich durch seine Feder erwarb. Bezüglich der Erbschaftsregulirung traten wohl zuerst vorübergehende Störungen des Einvernehmens mit seiner Familie ein, nachdem dieselben aber beigelegt waren, hielt Börne immer Frieden und Eintracht mit den Seinen. In demselben Jahre sprach ein junger deutscher Schriftsteller zum ersten Mal bei Börne vor, welcher eben darauf ausging, sich einen großen Namen zu machen und der späterhin noch in bedeutungsvolle Beziehungen zu Börne treten sollte: Heinrich Heine. Damals war der Jüngere noch voll Bewunderung für den namhafteren älteren Collegen und bewies ihm auch noch später seine Werthschätzung auf Schritt und Tritt, noch ahnte Keiner von ihnen, daß sie einst die heftigste Gegnerschaft auseinanderbringen und zu einer bis über das Grab des Aelteren hinausdauernden Fehde führen würde.

Um sich zu zerstreuen und neue Eindrücke zu sammeln, fuhr Börne im folgenden Jahre nach Berlin, das er nun seit gerade 25 Jahren nicht wieder gesehen hatte. Es war inzwischen mächtig aufgeblüht und zu einer der schönsten und lebhaftesten deutschen Städte geworden. War es auch politisch todt, so durchwehte doch das sonstige geistige Leben ein frischer und freier Hauch. Die Aufnahme, die Börne in Berlin fand, war eine glänzende. Besonders sein

Aufsatz über die Sontag hatte hier in der Stadt der enragirten Sontagverehrer das größte Aufsehen erregt und war noch unvergessen. Börne selbst schildert dies in seiner humoristischen Weise: „Ich wohnte in der Stadt Rom und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom unter den Linden. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, Morgens zwischen zehn und zwölf Uhr und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering (W. Alexis) zu mir, schwarz gekleidet, in seidenen Strümpfen und überhaupt sehr festlich zubereitet. Ich saß gerade beim Kaffee. Börne! sagte Robert, trinken denn die Geister Kaffee? Darauf sah er Hering an und wartete auf eine günstige Recension seines Einfalls. Hering aber, der seinen Beifall für sich selbst aufsparen wollte, sprach: ‚Warum nicht? Im Kaffee ist Geist, schöne Geister begegnen sich, darum trinkt Börne Kaffee.‘ Darauf sagte er: ‚O Börne! Sontag! Göttlich!‘ und fiel mir laut schluchzend um den Hals. Robert aber sprach mit bewegter doch fester Stimme: ‚ermannen Sie sich, Referendär; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne!‘ Wir gingen. Vor dem Hause begegnete uns ein Mann, wir blieben stehen. Hering sprach: ‚Hofrath! Börne!‘ Der Hofrath war erstarrt und rief: ‚Börne? Sontag — göttlich!‘ dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert sprach: ‚Hofrath! Börne!‘ der Hofrath war erstarrt und rief: ‚Börne? Sontag

— göttlich!‘ Etwas weiter begegnete uns wieder Einer. Hering sprach: „Hofrath! Börne!‘ der Hofrath war erstarrt und rief: ‚Börne? Sontag — göttlich!‘ So wurde ich unter den Linden vierunddreißig Personen vorgestellt, die alle Hofräthe waren, u. s. w.“

Börne wurde von Salon zu Salon, von Gesellschaft zu Gesellschaft geschleppt, überall paradirte man mit ihm, überall feierte man ihn als geistreichen und feinsinnigen Schriftsteller: die Familien Varnhagen, Mendelssohn, Beer boten Alles auf, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, man umringte ihn und lauschte seinen Aeußerungen wie Orakelsprüchen. Auch seine alte Liebe, Henriette Herz, sah er zum letzten Male wieder. Er schrieb darüber an Frau Wohl: „.... ich wurde von ihr mit Freude und Herzlichkeit aufgenommen, die Herz ist jetzt 64 Jahre alt, aber die Spuren ihrer Schönheit erkennt man noch .... Die H. lebt in beständiger Thätigkeit und benutzt die Viertelstunden als wären es Tage. Darin erscheint sie mir sehr weise und darum achtungswerth. Sie vollbringt ihre Arbeiten als wären es Vergnügungen, und ihre Vergnügungen als wären es Geschäfte. Jeden Vormittag von 9—12 unterrichtet sie die Kinder armer, einst vermögender Eltern in allen lebenden Sprachen und zwar unentgeltlich. Sie thut dies schon seit 1813.“ So verlebte Börne in Berlin die heitersten, geselligen Tage, obwohl es

nicht an unangenehmen Zwischenfällen fehlte. Er wurde zum Beispiel genöthigt aus der von ihm in der Friedrichstraße beim Buchhändler Logier gemietheten Wohnung fortzuziehen, weil das allzustarke Tabaksqualmen, das er sich angewöhnt hatte, die Wirthsleute belästigte. Das starke Rauchen mag für seine Gesundheit eben auch nicht von Vortheil gewesen sein. Auch bestohlen wurde er mehrfach, wie ihm das überhaupt öfter begegnete, denn er war von Natur sorglos und wenig achtsam. In die Goetheschwärmerei, die damals in Berlin, besonders im Varnhagen'schen Hause, in voller Blüthe stand, konnte er sich gar nicht finden, er hat Goethe nun einmal nie verstehen können. Im Allgemeinen aber nahm er aus Berlin die besten und schönsten Eindrücke mit, die Stadt gefiel ihm ungeheuer, er fand sogar Vieles daselbst schöner und besser als in dem damals Berlin noch weit überragenden Paris und äußerte auch noch in späteren Jahren unverhohlen seine Sympathie für die preußische Hauptstadt. Nirgends, behauptete er, könne ein Schriftsteller leichter populär werden. Für das Preußenthum hat Börne überhaupt stets eine große Vorliebe gehabt, wie ihm ja kraftvolles und zielbewußtes Streben stets imponirte. Nie hat er sich zu jenen ungerechten, einseitigen Urtheilen über Preußen hinreißen lassen, wie sie damals in den meisten deutschen Kleinstaaten verbreitet wurden. Im Gegentheil, er erkannte schon früh die

große politische und patriotische Aufgabe, die einst diesem Lande zufallen sollte. In diesem Sinne schrieb er einmal die folgenden, von tiefer politischer Intuition zeugenden Worte: „Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen, seine Gränzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder .... Preußen ist keine europäische Macht, nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglücks mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rathe der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund .... Indem man der preußischen Macht jene hohe Bedeutung zugesteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch spielend treiben, aber das Spiel ist des Ernstes gute Vorübung. Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist's, der den Körper regiert." Das schrieb Börne zu einer Zeit, da man sich allgemein in Deutschland gewöhnt hatte, Preußen als den schwersten Feind Deutschlands, als eigensüchtig, habgierig und mißgünstig hinzustellen. Noch mehr spricht seine Sympathie für Preußen und sein Verständniß für norddeutsche Art aus den folgenden, zutreffenden Sätzen: „Preußen kann der

Preßfreiheit keine Fesseln anlegen wollen, es würde sein Lebensprincip zerstören, wenn ihm sein Bestreben gelänge. Ohne geographischen, ohne politischen, ohne den inneren Schwerpunkt, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur seine Stütze in der öffentlichen Meinung, seinen Schutz in der Liebe seines Volkes, seinen Einfluß in der Achtung deutscher Bürger. Die preußische Regierung täusche sich nicht, sie sucht aufrichtige Liebe, unerschütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutschen Volke vergeblich, man ist ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des deutschen Volkes ausgegangen ist, man wird sie verlassen in der Noth, und dann würde das deutsche Volk ihr allein Schutz gewähren, wenn sie seine Dankbarkeit dadurch fesselte, daß sie es, wie sie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die aristokratischen Anfechtungen des südlichen Deutschlands kräftig schützt".

Auch für die Hohenzollern hatte er viele Sympathieen. Er war einer der aufrichtigsten Verehrer Friedrichs des Großen, und wenn er auch Friedrich Wilhelm III. wegen seines Widerstandes gegen die Constitution tadeln und angreifen mußte, so erkannte er doch seine sonstigen Charaktereigenschaften sowie seine vielen schönen Handlungen und die Reinheit seines Privatlebens gern an.

Börne machte aus seiner Vorliebe für das

Preußenthum kein Hehl, und darum konnte es geschehen, daß während seines Berliner Aufenthalts unter der Hand die Anfrage an ihn gerichtet wurde, ob er geneigt wäre, eine officielle Theaterzeitung in Berlin zu begründen und zu redigiren, in der unter der Blume für die Politik des Ministeriums Propaganda gemacht würde. Allein Börne war zum Lohnschreiber nicht geschaffen, darum lehnte er ab und verließ bald darauf, voll angenehmer Erinnerungen, die gastliche Stadt an der Spree.

Seinen nächsten Aufenthalt nahm er in Hamburg. Schon seit längerer Zeit war er mit der Verlagshandlung von Hoffmann und Campe wegen einer Gesammtausgabe seiner Schriften in Verbindung getreten. Diese Firma war damals in rüstigem Aufstreben begriffen, sie war bemüht, alle jungen Talente unter ihrer Fahne zu sammeln und dieselben auf's Kräftigste zu unterstützen. Deutschland hat wenige so intelligente Verleger gehabt wie den „alten Campe", der sich nicht, wie die meisten heutigen Verleger, durch die Gefahr einer Confiscation vom Verlage eines Buches abschrecken ließ und dem selbst ein idealer Erfolg bei der Kritik und die Einführung eines jungen kräftigen Talents nicht selten mehr galten als das unmittelbare materielle Erträgniß. Campe wußte, daß auf die Unterstützung eines jungen aufstrebenden Talents angewendetes Geld nie verloren sei und selbst bei augenblicklichen Verlusten früher

oder später doch reichliche Zinsen bringe. Jene Verleger der alten Schule, wie Cotta und Campe, zeichnete auch eine wahrhaft bewundernswerthe Objectivität aus. Im „Morgenblatt“ und in der „Allgemeinen Zeitung“, beide Cotta'schen Verlages, befehdeten sich Menzel und das junge Deutschland späterhin bis auf's äußerste, und Campe verlegte nach dem Tode seines Autors Börne sowohl den Gutzkow'schen Panegyrikus als die Heine'sche Verunglimpfung, aus dem einfachen Grunde, weil er beide für interessant und lesenswerth erachtete. Es dürften heutzutage nur noch wenige Verleger von gleich objectiver Denkungsart zu finden sein.

Der Vertrag mit Campe kam nach einigen Verhandlungen zu Stande, Börne überließ ihm zu günstigen Bedingungen das Verlagsrecht auf eine Reihe von Jahren. Es kam Börne ganz eigenthümlich an, von seinen „Gesammelten Schriften“ reden zu hören, denn er war sich bewußt, immer nur für den Tagesbedarf geschrieben zu haben, und nun sollte das, was er auf fliegenden Blättern nur dem Augenblick geweiht in die Welt hinaus gesandt hatte, in festen Einband eingeschlagen und zum ewigen Gedenken beisammen stehen. Aber er rechnete auf seine Beliebtheit beim Publikum und das Interesse der Leser an dem, was alltäglich vor ihren Augen geschah.

In Hamburg lernte Börne zum ersten Mal die

wahre Bedeutung des Handels kennen und überzeugte sich davon, wie dieser es eigentlich sei, der die Welt regiere. Was er bisher in diesem Punkte gesehen, wie in Frankfurt, war elender Schacher, der ihm eher mit Abscheu als mit Anerkennung erfüllt hatte, jetzt im regen Treiben des Hamburger Geschäftslebens, inmitten der tausend Masten des Hamburger Hafens lernte er Schillers Wort vom Kaufmann erst verstehen: „Güter zu suchen geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute an.“ Und hinfort sprach er vom Handel nicht mehr in verächtlicher Weise wie bisher, sondern in bewundernder.

Börne bemühte sich, das Hamburger Leben von allen Seiten kennen zu lernen, und ward darin viel von einem schnell gefundenen Freunde, dem begabten aber ausschweifenden Professor Zimmermann, unterstützt. Arm in Arm durchwanderten beide die Gassen und Straßen der menschendurchwogten Stadt, ja stiegen sogar in lustiger Gesellschaft hinab in eines der berüchtigten Hamburger Freudenhäuser, um auch die Nachtseiten des Großstadtlebens ihres Studiums zu würdigen. Aber während die lustigen Genossen sich hier in ihrer Art vergnügten und das Leben nahmen, wie es sich ihnen eben bot, saß Börne still neben einem der anwesenden Mädchen in einer Ecke und reichte ihr sein Stammbuch, um sich einen Vers in dasselbe schreiben zu lassen, da es ihn vom psychologischen Standpunkte interessirte, was die Tochter

der Sünde ihm einschreiben würde. Der ganze Börne steht in diesem einen kleinen Charakterzuge, da er im Hause der Lust psychologische Studien macht, deutlich vor uns.

Inzwischen machte ihm die Redaction seiner Schriften doch große Mühe, und da er in dem geräuschvollen Leben Hamburgs keine Muße finden konnte, zog er sich nach Hannover zurück. „Hier", schrieb er, „muß man arbeiten oder vor Langeweile sterben." Hier fand er denn auch Ruhe genug, seine Schriften zu sammeln, zu ordnen und sechs Bände daraus zusammenzustellen. Wo er Lücken fand, complettirte er dieselben, so schrieb er zum Beispiel hier nachträglich die Kritik über Immermanns Andreas Hofer, in welcher er, wie nicht selten, ästhetische Ansichten entwickelte, mit denen wir uns heut nicht mehr ganz einverstanden erklären können.

Auf der Rückreise erkrankte Börne in Cassel und ward gezwungen, hier längere Zeit zu verweilen. Er fand es hier noch langweiliger als in dem doch schon sehr stillen Hannover. Diese kleinen deutschen Residenzen gehören zu den merkwürdigsten Städten der Welt, trotz aller Unterschiede im Einzelnen sind sie alle gleich vornehm, hübsch gelegen und geschmückt, aber todt und unausstehlich steif und langweilig. Cassel aber dürfte, sowohl was schöne landschaftliche Lage als Langweiligkeit betrifft, einen der ersten Preise davon tragen. Börne machte sich den Scherz, auf eine Garten=

bank in der Aue, einem Park vor dem Thore, ein Geldstück zu legen — als er nach acht Tagen wiederkam, fand er dasselbe noch unberührt auf demselben Platze. Hier in Cassel nahm auch Börne seinen Diener Conrad an, den treuen Conrad Ulrich, der bis zu Börne's Tode in dieser Stellung blieb und wohl das merkwürdigste Exemplar eines Bedienten ist, das je gelebt hat. Er ist durch Börne's spätere Schriften auf die Nachwelt gekommen und wird wohl so lange unvergessen bleiben, wie die Schriften seines Herrn. Er war schon in vorgerückten Jahren, als ihn Börne annahm, treu, ehrlich, gutmüthig, so sparsam, daß er den größten Theil seines Gehalts seiner armen Mutter schickte. Dabei war er aber von unüberwindlicher Langsamkeit, Ruhe und Bequemlichkeit, welche den nervösen Börne nicht selten der Verzweiflung nahe brachte. Jeden Schritt, den er thun, jede Handreichung, die er leisten sollte, kostete ihm unendliche Ueberwindung. „Der Conrad hätte einen Bedienten nöthiger als ich," rief Börne in komischer Entrüstung nicht selten aus. Dabei war seine Haltung, obgleich er links war, stets würdevoll und majestätisch, wie die eines abgedankten Offiziers, sein Sprechen süßlich geziert und singend. Auf der Promenade im Bade grüßte er alle Welt und mit solcher Würde, daß die Damen vor ihm aufstanden und man ihn beinahe für den Herrn und Börne für den Diener halten konnte. Er hatte Sinn für literarische Bil-

dung, war auf die schriftstellerischen Erfolge seines Herrn stolz, ja zu Börne's Entsetzen sogar ein heimlicher Dichter. Diese würdevollen Eigenschaften hielten ihn jedoch nicht ab, wenn er ohne Zeugen war, im Essen das Unglaublichste zu leisten, so daß er beinahe an Börnes „Eßkünstler“ heranreichte. Herr und Diener, beide waren Originale, wie man sie selten findet, und darum duldete Einer die Eigenheiten des Anderen und, von augenblicklichen Zerwürfnissen abgesehen, vertrugen sich beide recht gut.

Im Sommer 1829 hatte er wieder einen schweren Krankheitsanfall zu bestehen, und wieder lernte er hier die aufopfernde, liebevolle Pflege seiner Freundin schätzen. Hier ist wieder einmal einer jener Fälle zu verzeichnen, in welchem die Frau sich nicht wie gewöhnlich der männlichen Kraft und Gesundheit ergiebt, sondern im Gegentheil dem Leiden und der Pflegebedürftigkeit des Mannes, in denen das Mitleid eine Leidenschaft wird, das Verlangen sich in Erbarmen, der kraftlos und weich sich anschmiegende Epheu zur stützenden Ulme wandelt: ein Austausch der geschlechtlichen Naturen und doch zugleich die Erfüllung der höchsten Bestimmung des Weibes.

Börne's Schriften waren in der Gesammtausgabe mittlerweile erschienen und hatten sich bei der Kritik anfänglich eines größeren Beifalls zu erfreuen als beim Publikum, dessen Interesse für die Sache zunächst auffällig schwach erschien und sich erst später-

hin hob. Börne hatte wenig Freude selbst an den lobendsten Kritiken, die man dem Witz und dem begeisterungsvollen Kampfe für Wahrheit, Vernunft und Recht in seinen Schriften widmete, denn er kam dies Jahr fast nicht vom Krankenlager. Die Anfälle wiederholten sich und mit jedem wuchs die Aufopferung und Pflege Jeannettens. Im Frühjahr 1830 endlich ging Börne ins Bad Soden, um hier Genesung und Kräftigung zu suchen. Börne war der erste Kurgast in dem um diese frühe Jahreszeit noch wenig besuchten Badeorte und glaubte darum das Recht zu haben, sich in seiner bekannten witzigen Art den „Kurfürsten von Soden“ zu nennen. Aus der Zeit dieses Sodener Aufenthalts stammt das „Tagebuch“, eine Art von literarischem Durcheinander, in welchem biographische Rückerinnerungen, Schilderungen, Ein- und Ausfälle zu buntem Allerlei vermengt sind. Am meisten concentrirt sich das Interesse jedenfalls auf die Auseinandersetzungen über oder vielmehr gegen Goethe und Schiller. Börne hegte einen wahren Haß besonders gegen Goethe und versäumte keine Gelegenheit denselben kund zu thun. Er, sonst die Gerechtigkeit und Billigkeit selbst, wurde verbittert und ungerecht, sobald er auf diesen Punkt zu sprechen kam. Er hatte gegen Goethe einen tiefen Haß, der sich sogar auf seine Person erstreckte. Im Jahre 1828 hatte er sich auf der Durchreise vorübergehend in Weimar aufgehalten und viel

im Hause der geistreichen Johanna Schopenhauer verkehrt. Damals bot ihm Karl von Holtei, der sich zu jener Zeit ebenfalls in Weimar aufhielt, an ihn bei Goethe einzuführen und dem Dichter vorzustellen, aber Börne lehnte diese Ehre, um die mancher Deutsche viel gegeben hätte, ab. Börne war Goethe's eifrigster und wie man zugeben muß geistreichster und ehrlichster Gegner. Von kleinlichem Neid und Tadelsucht, wie bei den meisten Gegnern des Altmeisters war keine Spur bei ihm zu finden. Wohl aber mag man zu der Voraussetzung berechtigt sein, daß Börne Goethe vielleicht weniger gehaßt hätte, wären nicht beide Landsleute gewesen. Börne kannte den Patricierkreis, dem Goethe entsprossen war, zu genau, er wußte, wie viel Dünkel, Hochmuth und Ungerechtigkeit, wie viel Gleichgiltigkeit gegen die heiligsten Interessen der Menschheit und des Vaterlandes daselbst zu finden war, und weil sich bei Goethe einige Spuren von ähnlicher Gleichgiltigkeit gegen die Interessen der Gesammtheit und gegen die politischen Bestrebungen der Zeit zeigten, so untersuchte er nicht lange, ob dieselben nicht ganz andern psychologischen Gründen entsprangen, sondern verurtheilte ohne zu prüfen. Börne, in jeder Fiber, jedem Gedanken subjectiv, begriff nicht Goethe's wundervolle, ruhige, das Größte wie das Kleinste gleicher Liebe und Aufmerksamkeit würdigende Objectivität, er begriff nicht, wie es möglich sei, rein künstlerisch zu

empfinden, und nur als Künstler die Dinge zu betrachten, jede Erscheinung zum künstlerischen Object zu gestalten, und ohne Rücksicht auf das zeitliche und momentane, nur das ewig bleibende im Menschen zu erfassen und darzustellen. Goethe's Sachdenklichkeit nannte er Schwachdenklichkeit. Er konnte nicht begreifen, daß Goethe niemals der das ganze Weltall bis in seine kleinstsichtbaren Erscheinungen betrachtende, erfassende und würdigende Riesengeist geworden wäre, wenn er selbst in irgend einer Sache hätte Partei ergreifen und in den Kampf der Tagesmeinungen hineinsteigen wollen. Er begriff nicht, daß Goethe der Markstein war zwischen einer alten und einer neuen Welt, an deren Thor wir augenblicklich pochen, die ganz andern Ideen, ganz andern Anschauungen folgt als die vergangene, und daß es eben die Mission Goethe's war, an der Grenze der alten Welt stehend, alle geistigen und materiellen Ausströmungen derselben noch einmal zusammenzufassen und in seiner Person und seinen Schriften darzustellen, um kommenden Geschlechtern ein ganzes, einheitliches Bild einer vergangenen Epoche zu geben. Denn wenn Jahrhunderte hinabgesunken sein werden in den Strom der Zeit, wenn ein neues Weltalter gänzlich hereingebrochen sein wird, dessen Beginn zu erleben wir das Glück haben, wenn alle unsere moralischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen, socialen und künstlerischen Anschauungen von Grund

aus umgewandelt sein werden, dann erst wird man Goethe's Bedeutung und Mission in ihrer ganzen Riesenhaftigkeit würdigen und bewundern, denn dann wird er ganz allein — er, ein einziger Mensch! — den Menschen jener Tage ein vollständiges Abbild der gesammten vergangenen Weltepoche sein und staunend werden sich jene Geschlechter fragen, wie es möglich gewesen, daß sich so viel Geist und Wissen und Poesie, so alle Ausstrahlungen der Cultur rein und ungebrochen und zu lebendigem, deutlichem Wiedererkennen in einer Persönlichkeit vereinigen konnten.

Daß aber Börne Goethe nicht erkannte, wird Niemanden wundern, der im Stande ist, die Naturen beider Männer zu erfassen. Goethe ganz Ruhe, Börne ganz Leidenschaft — Goethe ganz Richter, Börne ganz Kläger, Goethe ganz Sonne, Börne ganz Sturm, Goethe ganz Genie, Börne ganz Gesinnung. Zur Gegnerschaft waren beide geboren, und kein Gott hätte sie jemals zu Freunden gemacht, eher hätten Stier und Pegasus gemeinsam an einem Wagen gezogen. Selten schuf die Natur zwei Menschen so verschiedener Art und beide groß in ihrer Art und bewundernswürdig. Börne verlangte vom Künstler, daß er sich erst selbst zum freien und freiheitsliebenden Manne mache, bevor er in den Tempel der Kunst eintrete und Goethe wollte nur, daß er schöne und edle Werke schaffe. Nie hätte Börne eine Vulpius lieben können, ein Weib, reich an Vorzügen des

Körpers, arm an Charakter und baar jeder schönen Empfindung — und Goethe nie eine Jeannette Wohl, die arm war an äußeren Reizen aber reich an seelischer Hoheit und edlen Wallungen des Herzens. Börne galt der Name Alles, das Werk nichts, Goethe vergaß hinter dem Werk vollständig den Namen. Börne kannte nichts Höheres als das Leben und die Freiheit, Goethe nichts Schöneres als die Kunst — jener wies die Kunst aus dem Tempel, wenn es galt der Freiheit, dem lebendigen Leben zu huldigen und zu opfern — Goethe verschloß ihn vor den herandrängenden Schaaren der Menge, damit kein roher Lärm die Weihgesänge der Priester störe, und kniete, unbekümmert um das Toben des Haufens vor den Pforten, drinnen nieder vor dem Ebenbilde der Göttin der Schönheit und freute sich, wie die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne malerisch die aufsteigenden Weihrauchwolken und den Scheitel der Göttin umsäumten.

Nur der vollständige Gegensatz der beiden Naturen läßt es erklären, daß Börne sich bis zu dem Satze versteigen konnte: „Goethe ist der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte." Börne hätte den ganzen Faust und alle die wunderbaren Schöpfungen des Goethe'schen Genius mit Freuden hingegeben für ein einziges freies Wort aus Goethe's Munde, für einen einzigen Ausspruch der Anerkennung der freiheitlichen Bestrebungen im Volke. „Bürger einer freien Stadt,

erinnert er sich nur, daß er Enkel eines Schultheißen ist, der bei der Kaiserkrönung Kammerdienste durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einst als Knabe ein Gassenbube Bastard schalt, und er schwärmte mit der Phantasie des künftigen Dichters, wessen Prinzen Sohn er wohl möchte sein. So war er, so ist er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für sein Volk gesprochen, er, der früher auf der Höhe seines Ruhmes unantastbar, später im hohen Alter unverletzlich hätte sagen dürfen, was kein Anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchsten Regierungen“ des deutschen Bundes um Schutz seiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutschen Schriftsteller zu bitten fiel ihm nicht ein ... Goethe war glücklich auf dieser Erde und er erkennt sich selbst dafür. Er wird hundert Jahre erreichen, aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig sitzt die Nachwelt. Sie, die furchtlose, die unbestechliche Richterin, wird Goethe fragen: „Dir ward ein hoher Geist, hast Du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab Dir eine Feuerzunge, hast Du je das Recht vertheidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber Du warst nur immer Dein eigener Wächter! Glücklich hast Du gelebt, aber Du *hast* gelebt.“

Kraft seiner Natur mußte Börne Goethe angreifen und Goethe, kraft der seinen, diese Angriffe

unbeachtet von sich abprallen lassen. Wir aber werden beide Männer hochachten, trotz unserer Bewunderung des Goethe'schen Genies werden wir Börne's lautere wenn auch beschränkte Gesinnungstüchtigkeit und das Körnchen Wahrheit in seinen Worten anerkennen, und sie wohl von den hämischen und nichtswürdigen Anfeindungen zu unterscheiden wissen, denen der große Olympier von Weimar in seinem Leben so vielfach ausgesetzt war.

In die stillen und erfrischenden Genesungstage von Soden fiel wie ein Blitz die Nachricht von der Pariser Julirevolution. Das französische Volk hatte sich wie ein Mann erhoben und den unwürdigen Sproß einer degenerirten Herrscherfamilie davongejagt. „Freiheit!“ jauchzte es vom Canal bis zum Mittelmeer, „Freiheit!“ klang es wieder von den Pyrenäen bis zu den Vogesen und aus allen Landen ringsum schallten jubelnde Zurufe der Begeisterung zurück. Diesmal, glaubte man wirklich, sei die wahre Freiheit, die herrliche, erhabene Göttin, aus den Nebeln der Seine geboren worden, wie Aphrodite aus dem Schaume des Meeres, diesmal, meinte man in der That, hätten die Franzosen, die mit dem Worte schon so oft ein frevles Spiel getrieben, die Rettung der Welt auf sich genommen und Europa aus den Banden des Depotismus erlöst, in dem es seit den Tagen der heiligen Allianz schmachtete. Und wo immer zwischen Rhein und Weichsel ein edles Herz

schlug, das voll glühender Vaterlandsliebe die Schmach und Schande der Knechtschaft empfand, in die das deutsche Volk geschlagen, eine um so schlimmere Knechtschaft wie die napoleonische, als sie von den eignen Fürsten und Landesvätern ausging — jetzt pochte es gewiß lauter und schneller als früher und segnete die freiheitliebenden Franzosen, welche den Anfang mit der Beseitigung der Despotie gemacht hatten und an dem Heil und Glück, das sie sich erwarben, nun auch die übrige Welt theilnehmen lassen würden. Ach, diese armen deutschen Schwärmer sollten erst später einsehen, wie sehr sie sich verrechnet hatten, wie sie fälschlich für Begeisterung genommen, was doch nur momentane Erregung war, für kraftvolle, dauernd wirkende That, was nur ein nervöses, schnell sich wieder verflüchtigendes Aufleuchten, wie sie einen glänzenden, schmelzenden Eisberg aus der Ferne für eine feste Insel angesehen, sie sollten erkennen, daß ein Volk nur zu besitzen vermag, was es sich aus eigner Kraft schafft aber keine Nation der anderen die höchsten Güter Freiheit, Verfassung, und Erfüllung seiner gerechten Wünsche schenken kann.

Auf Börne's Zustand wirkte die Nachricht von der Julirevolution besser als alle Arzneien und Brunnenkuren: sie machte ihn auf der Stelle gesund. Er empfand eine Freude, wie er sie noch nie gefühlt, seine Bekannten erkannten ihn kaum wieder, so ver-

jüngt sah er aus. Nun glaubte er den Völkerfrühling gekommen, nun schien ihm das Haus der Freiheit in den Reichen Europa's begründet. Nun duldete es ihn auch nicht länger unter den trägen, kalten Deutschen, die sich noch immer nicht dazu aufraffen konnten, ihre Peiniger und Drücker abzuschütteln, welche es mit ihnen machten, wie jenes häßliche Ungethüm mit dem armen Gulliver, der es aus Mitleid freiwillig auf seinen Rücken nahm und es nicht los werden konnte, als es ihn immer unerträglicher bedrückte, sich immer fester in sein Fleisch krallte. Er mußte hinüber in die Stadt der Freiheit, nach Paris. Wie jubelte er laut, wie schluchzte er vor Lust, als er die französischen Grenzpfähle passirt hatte und den heiligen Boden des Landes der Freiheit zum ersten Mal küßte. Welch flammende, dithyrambische Briefe schrieb er an seine in der engen, dumpfigen Heimath zurückgebliebene Freundin. „Die erste französische Kokarde sah ich an dem Hute eines Bauern, der von Straßburg kommend in Kehl an mir vorüberging. Mich entzückte der Anblick. Es erschien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündfluth unserer Tage, als das Friedenszeichen des versöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeschreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Uebelbefinden und nur Thränen konnten meine gepreßte Brust erleichtern. Es war ein unentschiedenes

Gemisch von Liebe und Haß, von Freude und Trauer, von Hoffnung und Furcht .... Gott! könnte ich doch auch einmal unter dieser Fahne streiten, nur einen einzigen Tag mit rother Dinte schreiben, wie gern wollte ich meine gesammelten Schriften verbrennen, und selbst den unschuldigen achten Theil von ihnen, der noch im Mutterschooße meiner Phantasie ruht." Auch als er in Paris angekommen war und im Hôtel de Castille Wohnung genommen hatte, ließ er sich von der Fülle der neuen und mächtigen Eindrücke, die diese Stadt bei jedem neuen Besuche bietet, fort=tragen auf den Schwingen seiner Begeisterung. Das Volk von Paris erschien ihm weise, liebenswürdig und milde. „Still, heiter, freundlich und bescheiden, wie ein verliebtes glückliches Mädchen lustwandelte das Pariser Volk umher. Als ich dieses sah und bedachte: noch sind zwei Monate nicht vorüber, daß es einen tausendjährigen König niedergeworfen und in ihm Millionen seiner Feinde besiegt — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen. Es ist der Traum von einem Wunder! Schnell haben sie gesiegt, schneller haben sie verziehen. Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen er=widert, wie bald sie vergessen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es seine Gegner verwundet. Wehrlose Gefangene wurden nicht er=mordet, Geflüchtete nicht verfolgt, Versteckte nicht aufgesucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt

ein Volk! Fürsten aber sind unversöhnlich und unauslöschlich ist der Durst ihrer Rache. Hätte Karl gesiegt, wie er besiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben!" Das rege öffentliche Leben, die allgemeine Theilnahme an den politischen Vorgängen im Gegensatz zu der Stille in Deutschland imponirte ihm, er erkannte hierin einen freien und aufgeklärten Sinn. Es gefiel ihm, daß die großen Ereignisse des Tages selbst das Theater beeinflußten, daß alles voll war von der lebendigen, erregenden Gegenwart, während man in Deutschland noch in der Nacht der historischen Romantik steckte. Warum sollte in Deutschland nicht ein gleiches politisches Allgemeininteresse herrschen? fragte er sich und seine Freundin und vergaß nur, daß die Verhältnisse in beiden Ländern sich in historischer Folgerichtigkeit gebildet hatten, daß wenige Jahre nicht umstürzen konnten, was jahrhundertelange Zersplitterung geschaffen, daß eine langsame Entwicklung mit Unterbrechungen von Reactionsperioden nun einmal im deutschen Charakter liegt, im Gegensatz zu dem sprunghaften, sich aber oft im Kreise herumdrehenden französischen Nationalgeist. Börne war Theoretiker durch und durch, von seinen vorgefaßten, auf Grund eignen Nachdenkens erworbenen Anschauungen war er nur schwer abzubringen, und dann war er im Stande

zu verlangen, daß die Welt sich seinen logisch construirten Begriffen anpassen solle, und er schimpfte und zürnte, wenn sie widerstrebte und lieber in ihrer scheinbaren Unordnung beharrte. Es ist vielleicht gut, daß Börne nie in die Lage kam, über eine große politische Macht zu verfügen, er wäre sonst vielleicht ein schlimmerer Tyrann als die, welche er bekämpfte, denn es giebt keine gefährlicheren Tyrannen als die Doctrinäre, die Idealpolitiker.

Sobald Börne irgendwoher aus Deutschland die Kunde vernahm, das Volk habe sich erhoben, um von den Fürsten mit bewaffneter Hand sein Recht zu erbitten, brach er in lauten Jubel aus, sobald er einen neuen Beweis von Demuth und Ergebung in die Knechtschaft vernahm, fuhr er zornig auf, und stets machte er seinem Gefühl in langen Auseinandersetzungen an seine Freundin Luft. Stets wies er auf die Franzosen und ihr musterhaftes politisches Leben hin. Aber je weiter die Zeit fortschritt, je mehr es sich herausstellte, daß auch Louis Philipp, der Herrscher der Julimonarchie, nicht die freiheitlichen Erwartungen erfülle, die man auf ihn gesetzt hatte, daß es auch ihm in erster Linie um die Sicherung seines Thrones zu thun sei, und daß er zwar mit Vorliebe den Bürgerkönig aber doch den König zur Schau trage, desto mißmuthiger und ärgerlicher wurde der Ton seiner Briefe, und der Zorn über mancherlei Enttäuschungen kam in

ihnen deutlich zum Ausdruck. Börne's Verbitterung stieg von Jahr zu Jahr, besonders als eine untröstliche Botschaft nach der andern aus Deutschland kam, und es sich zeigte, daß das Aufflammen an einzelnen Stellen von kurzer Bedeutung gewesen sei und zunächst alles wieder im alten schmachvollen Geleise fortgehe. Dazwischen waren wahrhaft dämonische Explosionen gegen die Fürsten, gegen die Schneckenhaftigkeit der Deutschen und für die politische Freiheit gemischt. Für Börne war die Freiheit nichts Positives, sie bestand ihm nicht in einem bedruckten Stück Papier, in zehn oder hundert genau verklausulirten Paragraphen, sie war ihm nichts als die vollständige Abwesenheit der Unfreiheit, das natürliche Recht jedes Bürgers, nach seinem Gutdünken zu leben, zu handeln, zu reden, zu schreiben, sofern nur nicht die persönliche Freiheit verletzt würde. Er faßte die Aufgabe des Staats ganz im Sinne Wilhelm v. Humboldt's auf, nur gab er seiner Auffassung in stürmischeren Worten, in polemischer Weise Ausdruck. Er richtete glühende Hymnen an seine Göttin, vernichtende Brandreden an ihre Gegner und die Indifferenten, die zu feig waren, sich ihr höchstes Menschenrecht zu erkämpfen. Nur vergaß er leider, daß es im Staatsleben noch ein höheres Princip giebt als die ja gewiß nie zu hochzustellende Freiheit: die Ordnung, die ausgleichende Gerechtigkeit, die sich der Schwachen annimmt und sie gegen

die Ausbeutung und Unterdrückung der Uebermächtigen schützt. Darum begriff auch Börne nicht, was in den Lehren der Saint-Simonisten Vernünftiges neben vielem Unsinn steckte und verwarf diese Bewegung mit Stumpf und Stil. Seine positiven staatspolitischen Kenntnisse waren nur beschränkt, er hielt für das Nothwendigste, dem Armen Wahlfreiheit und Preßfreiheit zu schenken, das fehlende Brot, glaubte er, würde sich dann schon von selber finden, ja er tadelte am Charakter des Deutschen, daß letzterer nicht selten dachte: „Was Freiheit — wenn ich nur Brot habe!“ Eines aber ohne das andere ist werthlos, nur beides vereinigt kann ein Volk glücklich machen.

Börne fühlte sich zum Anwalt der Unterdrückten geboren. Wo in Europa nur immer ein Unrecht, eine Unterdrückung geschah, erhob er seine machtvolle strafende und mahnende Stimme. Das Recht hat keinen edleren und ausdauernderen Vertheidiger gehabt als ihn. Er schrieb u. A. flammende Worte gegen die Unterdrückung Polens und trat kühn und energisch für die Freiheit dieses unglücklichen Volkes ein. Aber auch hier zeigte sich sein großes und gutes, leicht überwallendes Herz stärker als seine politische Einsicht. Wir denken heute anders über die Wiederherstellung Polens, wir wissen, daß ein Volk, welches noch der Freiheit würdig ist, sich unter allen Umständen auch gegen die furchtbarsten Feinde seine

Freiheit bewahren wird: wenn es auch vielleicht zeitweilig niedergeworfen werden kann, so steht es schließlich doch immer wieder siegreich auf. Das lehren uns die Schweiz, Holland, Ungarn. Polen hat durch seine innere Zerrissenheit, durch die Engherzigkeit seines aristokratisch-hochmüthigen Adels genugsam bewiesen, wie wenig es einer freien Selbstständigkeit fähig ist. Immerhin aber wird die unerschrockene und großherzige Art, in der Börne zu Gunsten des armen, unglücklichen Volkes eintrat, stets ein Blatt des Ruhmes für seinen Edelsinn und seine Freiheitsliebe bilden.

Neben diesen mannichfachen anregenden Beschäftigungen fand Börne noch Zeit, der Pariser Gesellschaft ein eingehendes Studium zu widmen, ihre Gestaltung und Zusammensetzung genau zu schildern, das theatralische und wissenschaftliche Leben genau zu verfolgen und darüber zu berichten. Besonders die italienische Oper erregte sein Interesse und er schrieb jetzt eben so geistreich und launig über die Malibran wie einst über die Sontag. Premièren, Maskenbälle, Umzüge, Volksaufläufe, das Alles wurde der Freundin mit genialer journalistischer Gewandtheit in plastischer Anschaulichkeit geschildert.

Frau Wohl erkannte bald die hohe literarische Bedeutung der Briefe, Aufsätze und Schilderungen, welche ihr Börne übersandte, und drang in ihn, dieselben herauszugeben. Börne gab nach und Frau

Wohl copirte nun die Originale. Kalisch erzählt darüber sowie überhaupt über Börne's Correspondenz und schriftliche Thätigkeit:

„Börne schrieb eine fast mikroskopische Hand. Die Buchstaben sind so klein und dünn und die Zeilen so dicht, daß sie auch dem schärfsten Auge eine große Anstrengung bereiten. In seinen Pariser Briefen, die bekanntlich an Frau Wohl gerichtet waren, hat Börne mit dem Raum noch mehr gegeizt. Frau Wohl zeigte mir die Originalbriefe. Es war an denselben fast kein Rand zu bemerken; nur die für das Siegel bestimmten Stellen waren leer gelassen .... Als ich diese Briefe sah, drückte ich meine Verwunderung aus, kaum ein Wort gestrichen zu finden. „Börne hatte die Gewohnheit", sagte sie, „seinen Gegenstand reiflich zu durchdenken und vollständig im Kopfe auszuarbeiten, so daß er beim Schreiben wenig oder nichts mehr änderte". Auf meine Frage, ob Börne auch mit andern Personen in Briefwechsel gestanden, antwortete sie, „daß er wohl hie und da, wo es die Höflichkeit oder eine, buchhändlerische Angelegenheit nothwendig erheischte einen Brief schrieb, sonst aber mit Niemandem eine Correspondenz unterhalten." „Wie er im Gespräch sich nur dann gehen ließ", fuhr sie fort, „wenn er sich in vertrautem Freundeskreise befand, sonst aber äußerst wortkarg war, so konnte er auch blos

brieflich mit denen verkehren, denen er innig zugethan war". —

So erschien denn im Jahre 1832 der erste Band „Briefe aus Paris", welcher 48 Briefe umfaßte. Der Erfolg derselben war ein geradezu aufregender, wie ihn seit langen Jahren kein Buch in ähnlichem Grade davongetragen. Sowohl der Inhalt als die Darstellung waren so neu und unerhört, daß die Meisten vor Erstaunen anfangs gar nicht Stellung zu dem Buche zu nehmen wagten. Eine solche Kühnheit und Offenheit der Sprache, ein solches Donnern und Blitzen und Wettern, eine solche Rücksichtslosigkeit des Urtheils, mit dem über Personen und Verhältnisse gesprochen war, so ungeschminkte stets aber die Sache voll und ganz erfassende Wendungen und Ausdrücke waren kaum seit Luthers Streitschriften gehört worden. Wie der große Reformator nahm er weder Fürsten noch Magistraten, noch Gelehrten und Staatsmännern gegenüber das kleinste Blättchen vor den Mund. Eine Wahrheits-, Gerechtigkeits- und Freiheitsliebe ohne Gleichen sprach aus dem Buche, und die Schläge, welche Börne gegen die Tyrannen und Dunkelmänner, die Unterdrücker und Hinderer der Freiheit, die großen Wucherer, die sich mit dem Schweiße und der Arbeit ganzer Völker bereicherten, in erster Linie die Rothschilds führte, waren von zermalmender Wucht. Die Welt, die es immer liebt, vor das Peinliche und Un-

angenehme den Schleier des Euphemismus, der Umschreibung zu binden, war sprachlos vor dieser beispiellosen Offenherzigkeit des Ausdrucks, vor dieser Gewalt der niederhagelnden Geißelhiebe. Ein ganzes Sündenregister der Frevel und Uebergriffe der Tyrannei und der dumpfen und trägen Nachlässigkeit des Volkes verkündete er, und kein Tadel erschien ihm hart, kein Hohn bitter und schneidend, aber auch keine Begeisterung für das Edle und Gute mächtig und hinreißend genug. Der Verfasser dieses Buches mußte trunken gewesen sein, trunken von Haß und Liebe, denn in kalter nüchterner Ueberlegung schreibt man solche Briefe nicht, und gerade die wohlgebautesten, stilistischen Perioden, gerade die Stellen des kältesten, schnödesten Hohnes zeugten am meisten für die Leidenschaft des Verfassers. Die ganze Tonleiter der Gefühle spielte Börne in diesem Buche durch: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung — er bat, weinte, schmeichelte, flehte, spottete, jubelte, schwur Rache und predigte Empörung. Eine seltene Beherrschung des schriftlichen Ausdrucks, eine eigenthümliche Schönheit und Kraft des Stils, der Darstellung, der Bilder zeichnete diese Briefe aus. Es gab kaum einen Winkel in Deutschland, in dem das Buch nicht gelesen wurde, und war der Name des Verfassers schon vorher in einzelnen Gegenden sehr bekannt gewesen, so war er jetzt in aller Munde, und diejenige Partei in Deutschland, welcher die

Befreiung des Vaterlandes vom Geist des Despotismus, die Erlösung des geknebelten Wortes am Herzen lag, stimmte begeistert in Börne's Rufe ein. Er sollte nicht mehr lange allein stehen, bald kamen die Sänger des politischen Befreiungskampfes und nahmen die Weise auf, die Börne angeschlagen, und bildeten sie in flammenden Liedern fort.

Schon regte es sich vielerorten im deutschen Lande. Die Jugend hatte die Aufgabe begriffen, welche ihr zufiel, für die Einigung und Befreiung des deutschen Wortes einzutreten und zu kämpfen. Die erste sichtbare Bewegung äußerte sich auf dem Hambacher Feste, jener brüderlichen Vereinigung der studirenden Deutschen, welche in die Pfingsttage des Jahres 1832 fiel. Börne hatte von der Absicht gehört und die Nachricht bewegte ihn auf's Tiefste. Er mußte hinüber, mußte Theil nehmen an der freiheitlichen Vereinigung, selbst auf die Gefahr hin, daß man ihn verhaften würde. Der Empfang, der ihm bereitet wurde, war ein großartiger, erhebender. Fast Jedermann kannte ihn und schätzte ihn ob seines kühnen Muthes hoch. Die Heidelberger Studenten brachten ihm einen Fackelzug, sein Zimmer ward nicht leer von Besuchern, die ihn kennen lernen, ihm huldigen wollten, er mußte sprechen, Reden halten, und wo er sich zeigte, erschallten stürmische Hochs. Börne war von diesem Empfang, den er sich nicht hatte träumen lassen, ganz begeistert. Selten hat

es einen bescheideneren Menschen gegeben, als Börne, einen Mann, der so wenig auf seine Erfolge stolz war, der so wenig glaubte, etwas Nennenswerthes geleistet zu haben. Als er einmal wochenlang mit Rückert im Bade zusammen war und es sich herausstellte, letzterer wisse in seiner Weltabgeschiedenheit gar nichts von einem Schriftsteller Börne, so lächelte dieser blos. Nach einer Zusammenkunft mit Görres schrieb er: „ich bin gegen ihn eine Nelke im Knopfloch eines Schneiders, er ein großer prächtiger Blumengarten“, und selbst Verlegern, denen gegenüber die schriftstellerische Bescheidenheit nicht immer am Platze ist, versicherte er, zu wissen, daß er alle seine Erfolge nur dem Glück verdanke. Um so gerührter mußte er durch die vielen Ovationen sein, die ihm bereitet wurden. Sie bewegten ihn so, daß er es sogar nicht einmal schmerzlich vermißte, als ihm im Drange dieser geräuschvollen Tage seine Uhr durch seinen Barbier gestohlen wurde.

Wohin Börne auf seiner Reise durch Süddeutschland kam, die er an jenes Fest anschloß, überall wurde er mit dem gleichen Enthusiasmus aufgenommen. In Freiburg luden ihn die Führer des badischen Liberalismus, Welcker, Rotteck u. s. w. zu Tisch, waren viel mit ihm zusammen und drückten ihm wegen seines Muthes für die gute Sache warm die Hand. Selbst auf Dörfern, durch die er kam, hatten die Leute sein Buch gelesen und huldigten ihm, sobald

er erkannt wurde. Er ging in die Schweiz und auch bis hierher fand er sein Buch gedrungen. Inmitten der herrlichen Natur freute er sich der Wirkungen seines Buches und der Fortschritte der guten Sache und stellte seine angegriffene Gesundheit wieder ein wenig her. Mehrere Wochen des reinsten und ruhigsten Wohlbehagens verlebte er an den herrlichen Ufern des Zürichersees auf Mariahalden, dem Gute seines Freundes, des Grafen Bentzel-Strenar, eines liberalen Mannes und Jean Paulverehrers, dessen schriftstellerische Eigenart er auch nachzuahmen suchte. So kehrte Börne denn im Herbst froher Hoffnung auf den endlichen nicht zu fernen Sieg der guten Sache voll, nach Paris zurück.

Allein es blieben ihm trübe Erfahrungen nicht erspart. Seine Gegner erhoben wider ihn das Haupt und selbst alte Freunde sagten sich, zurückgestoßen durch die harte und rücksichtslose Sprache des Buches, von ihm los. Ein Dr. Eduard Meyer in Hamburg schrieb ein kleines, aber wüthendes Schriftchen gegen ihn unter dem Titel: „Gegen Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergessenen Schriftsteller in Paris“, Robert und Hering (W. Alexis) griffen ihn an, letzterer verstieg sich sogar zu dem Satze, ein Mann, der sein eignes Volk so gröblich beleidige, dürfe sich in keiner guten Gesellschaft seines Landes mehr zu zeigen wagen. Mit diesen kleinen Gegnern wurde Börne rasch fertig, er vernichtete sie in den folgenden Bänden seiner

Briefe durch Keulenhiebe und Pfeilschüsse, so daß sie sich nicht mehr wehren konnten: „Eduard, Eduard, was ist dein Schwert von Blut so roth?“ rief er dem rabbiaten Doctor Meyer zu, der ihm durchaus den getauften Juden nicht vergessen konnte, und Alexis wurde in dem köstlichen „Heringssalat“ in unwiderstehlich komischer Weise an den Pranger gestellt. Börne bot in diesen Polemiken einen so scharfen Witz auf, daß dagegen selbst mit den besten Waffen nicht mehr anzukämpfen war, seine Gegner mußten sich unter dem Fluche der Lächerlichkeit einfach am Boden winden. Das Schimpfwörterlexion im „Heringssalat“ ist das Köstlichste, was wohl je in dieser Hinsicht geschrieben worden.

Schlimmer als die Angriffe dieser kleinen Geister war es, daß auch ernste bedeutende Männer sich voll pathetischen Zornes gegen den Pariser Briefsteller wandten, so namentlich Gervinus, ein Mann, dem es doch sonst ehrlich um das Wohl des Vaterlandes zu thun war. Seine Angriffe auf Börne sind seitdem vielfach wiederholt worden, so in allerneuester Zeit namentlich von H. v. Treitschke im dritten Bande seiner deutschen Geschichte. Bei näherer gewissenhafter Prüfung wird man aber nur einen kleinen Theil der Vorwürfe für begründet erachten können. Daß Börne's politische Ansichten manch Unrichtiges enthalten, haben wir nie bestritten. Aber man sollte bedenken, daß es heut leicht ist, über die politischen

Ansichten jener Zeit den Stab zu brechen. Wir stehen heutzutage auf einer sicheren, weite Aussicht gewährenden Höhe, die Generation der zwanziger und dreißiger Jahre klomm in einem wilden ungebahnten Urwald bergaufwärts. Sie mußten sich Wege und Stege erst selbst schaffen, ein politischer Compaß fehlte ihr ganz und gar, sie war allein auf ihren Instinct, ihren dunkeln Drang angewiesen, und wir dürfen es ihr nicht schwer anrechnen, wenn sie einmal von der Richtung abgeirrt, die wir heut von der Höhe herab als die geradeste anerkennen. Jenes Geschlecht, welches den Grundstein zu Deutschlands Einheit und Verfassung legte, war doch ein preisenswerthes und gewaltiges, es hat Cyclopenarbeit verrichtet. Preis und Ruhm den Männern, die uns das neue, geeinte Reich geschaffen, aber auch Ehre und Dank denen, welche die ersten Gedanken im Volke verbreitet, welche für das, was ihnen erhaben und gut schien, in edler idealer Begeisterung gekämpft und gelitten. Sie verdienen ihre Denkmale, die einen wie die andern.

Schlimmer noch war es, wenn Gervinus (und ihm folgt Treitschke) nebst vielen Anderen Börne Mangel an Patriotismus und eine einseitige Vorliebe für Frankreich, eine geflissentliche Herabsetzung Deutschlands zum Vorwurf machte. Dies ist durchaus unbegründet. Es hat wenig Menschen gegeben, die ihr Vaterland tiefer und inniger liebten als Börne.

Freilich ist er in seinen Aeußerungen oft unvorsichtig und unzart, so spricht er von der „Bedientennatur des Deutschen" und sagt von der Verhaftung des Bürgermeisters Behr in Würzburg: „das ist — wenn ich sagte schändlich, das wäre zu matt, ich sage: es ist deutsch, aber ich nehme es dem König von Baiern durchaus nicht übel, ein Volk, das so geduldig auf sich herumtrampeln läßt, verdient getreten und zertreten zu werden". Solche Aeußerungen sind gewiß nicht zu billigen, aber aus ihnen Börne's Unpatriotismus beweisen zu wollen, dürfte schwer fallen. Eben weil Börne sein Vaterland mehr als Alles liebte, schmerzte es ihn heiß und tief, dasselbe hinsichtlich der politischen Entwickelung — die ihm höher als Alles galt — hinter irgend einem andern Volke der Welt zurückstehen zu sehen; er haßte die Franzosen, aber er mußte das, was er für politische Reife hielt, an ihnen bewundern, und er trug heißes Verlangen, sein Vaterland sobald als möglich auf derselben Höhe der Entwickelung zu sehen. Und weil er die Deutschen für geduldig und phlegmatisch hielt, glaubte er durch Spott und Hohn sie aus ihrem dumpfen Dahinbrüten aufreißen und zu selbstständigem politischem Handeln treiben zu können. Das war vielleicht unüberlegt oder unrichtig gedacht, schlecht war es sicherlich nicht. Wie? Der sollte kein Patriot sein, der seinem Vaterlande in den begeistertsten Worten seine glühende Huldigung dargebracht? Erklärt er

nicht selbst: .... „Sie sagen: Die Franzosen erschienen mir als Riesen und die Deutschen stellte ich als Zwerge neben sie. Soll man da lachen oder trauern? Wem soll man begegnen? Was soll man beantworten? Unverstand und Mißverstand sind Zwillingsbrüder, und es ist schwer, sie von einander zu unterscheiden, für jeden, der nicht ihr Vater ist. Wo habt ihr klugen Leute denn das herausgelesen, daß ich die Franzosen als Riesen anstaune und die Deutschen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes schlechten Bankiers, die Gesundheit jenes dummen Bauern, die Gelehrsamkeit jenes Göttinger Professors preise und mich glücklich schätze, solche Güter zu besitzen — bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher sind als ich und daß ich mit ihnen tauschen möchte? Ich mit ihnen tauschen? Der Teufel mag sie holen alle drei! Nur ihre Vorzüge wünsche ich mir, weil mir diese Güter fehlen. Mir würden sie zum Guten gereichen, aber jenen die sie besitzen, gedeihen sie nicht, weil es die einzigen Güter sind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutschen sage: Macht daß euer Herz stark genug werde für euren Geist, daß eure Zunge feurig genug werde für euer Herz, daß euer Arm schnell genug werde für eure Zunge, eignet euch die Vorzüge der Franzosen an, und ihr werdet das erste Volk der Welt — habe ich denn damit erklärt, daß die Deutschen Zwerge sind und die Franzosen Riesen? Austauschen, nicht

tauschen sollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und spräche: ich will dich in einen Franzosen umwandeln mit allen deinen Gedanken und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott, ich will ein Deutscher bleiben mit allen seinen Mängeln und Auswüchsen, ein Deutscher mit seinen 30 Fürsten, mit seinen heimlichen Gerichten, mit seiner Censur, mit seiner unfruchtbaren Gelehrsamkeit, mit seinem Demuth, seinem Hochmuth, seinen Hofräthen, seinen Philistern —!"

Nie hat ein anderer Deutscher ein so feines Gefühl für nationale Ehre gehabt, als Börne, selbst in der geringsten Kleinigkeit duldete er nicht, daß von Fremden oder vor Fremden schlecht über das Vaterland gesprochen wurde. Einmal heißt es in seinen Briefen:

„Dann möchte ich bei Gelegenheit des Lenau'schen Faust auch vom alten Goethe'schen sprechen, gegen welchen letzteren ich Vieles einzuwenden habe. Es ist aber gegen mein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen, und die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu zerstören. Ich will lieber den Lenau in einem deutschen Artikel besprechen."

Und hatte Börne denn nicht ein gewisses Recht, in derben und ungeschminkten Worten seinen Lands-

leuten die Wahrheit zu sagen? Ist nicht die ganze Geschichte des deutschen Volkes im achtzehnten Jahrhundert und der ersten Hälfte des neunzehnten mit Ausnahme der kurzen herrlichen Episode der Freiheitskriege ein einziges ungeheures Blatt des Elends und der Schmach? Ueberall wohin wir blicken, wie auch Treitschke selbst zugiebt, Uebermuth, Willkühr, Maitressenwirthschaft, Vaterlandsverrath, Verschwendung, Schwelgerei, Schwachheit, Impotenz der deutschen Fürsten, erbärmliche Knechtsdemuth der Völker, überall

„Der Mächt'gen Druck, der Niedern Mißhandlungen,
. . . . des Rechtes Aufschub,
Der Ueberwerth der Aemter, und die Schmach
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist —“

nur in dem einzigen Preußen zielbewußtes gesundes, dem Ganzen zum Heil gereichendes Vorwärtsstreben (das Börne, wie oben dargethan, voll und ganz anerkannte) und gerade dieser eine Staat, der einzige gesunde in Deutschland, von all den erbärmlichen, kranken, faulen andern bis in den Tod verketzert, verlästert, angefeindet, bekämpft? Und da hätte einem edlen, warm und patriotisch fühlenden Manne nicht schließlich einmal die Galle überlaufen und sein Ingrimm nicht in einigen scharfen Worten ausströmen sollen? Da hätte er im Kampfe mit der Niedertracht wirklich jedes einzelne Wort auf die Goldwage legen und berechnen sollen, ob dasselbe nicht irgend einer

besonders zart besaiteten Gelehrtenseele wehe thun könne? Die so sprechen, haben nie selbst im lebhaften politischen und journalistischen Kreuzfeuer gestanden! Die immer nur honigsüße Schmeichelworte für ihr Vaterland haben und Alles in demselben vom Fürsten bis zum Stallknecht groß finden und herrlich und erhaben, das sind die wahren aufrichtigen Patrioten nicht, das sind eigensüchtige Speichellecker, vor denen jeder ehrliche Mann sich wahren wird. Wer heiß und innig und leidenschaftlich liebt, wird auch schnell einmal in Jähzorn überwallen und ein hartes Wort sprechen, das böser klingt, als es gemeint ist. Solcher Zorn kommt nicht aus der Seele und verfliegt schnell, und was bleibt, ist allein die Liebe. Nur matte Liebhaber, nur solche, die mit dem Verstande lieben, schelten nie, das süße und heilige Recht, sich in der Aufwallung zu vergessen, hat nur das Herz, das liebt, und die holdselige Pflicht, zu verzeihen, hat nur das Herz, das geliebt wird und Gegenliebe fühlt. Und Deutschland hat seinem Börne verziehen, was er ihm in bittern Stunden Bitteres gesagt.

Wenn Börne wirklich kein Patriot war — so fragt Gabr. Rießer mit Recht — wenn sein Denken undeutsch gewesen, wie kommt es denn, daß so viele Tausende ihm begeistert beigestimmt und ihm gestanden haben, daß er nur der Dolmetsch ihrer Gefühle sei, die sie unfähig gewesen auszusprechen, aber deutsch genug, sie zu empfinden. Sind etwa diese

auch schlechte Patrioten gewesen? Oder haben Gervinus und Treitschke für sich und ihre Partei den Patriotismus in Erbpacht genommen? Sie seien nicht so grausam und gönnen andren, die sonst verzweifeln müßten, auch ein wenig davon! Oder waren jene Anhänger Börne's nur arme, durch seine glatten Worte Irregeleitete und Verführte? Die besten Namen jener Tage waren unter ihnen! Wir denken zu hoch von unserm Volke, und in diesem Falle selbst höher von ihm als Gervinus und Treitschke, daß wir zu glauben vermöchten, ein guter Theil unseres klugen und besonnenen Volkes hätte sich von einem einzigen noch so beredten Manne so lange verführen und irreleiten lassen können. Man kann einzelne schwache Individuen verführen und irreleiten, aber nie ganze Völker, nie ein Volk wie das deutsche. An wessen Lippen Tausende so viele Jahre lang gehangen, wer eine so intime geistige Wechselbeziehung zwischen sich und seinen Lesern zu erwecken und festzuhalten gewußt, der muß mit Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit für seine Sache eingetreten sein, und dessen Sache kann nicht ganz schlecht gewesen sein. Wenn man sich aber an Börne's oft ironischen, ja sich nicht selten bis zur Selbstironie versteigenden Ton stößt, so möge man bedenken, daß eben damals die Zeit der Ironie und des Sarkasmus gewesen, die sowohl durch die echtdeutschen Romantiker wie durch die nicht minder deutschen Hegelianer eifrig gepflegt und in alle Verhältnisse des Lebens

hineingetragen wurde. Und ist nicht gerade der Mensch im tiefsten aufrichtigsten Schmerze oft am witzigsten? Man denke, in welchen Ausdrücken der echt deutsche Lessing vom Tode seines Kindes und seines Weibes schreibt, der ihn bis in den innersten Nerv hinein erschütterte! Soll denn nichts anderes auf der Welt, und in Wissenschaft und Literatur zumal, Berechtigung haben als das ewige, langathmige Professorenpathos, das immer gleich schwülstig und phrasenhaft bleibt in der Begeisterung wie im Schmerz und uns kalt wie Eis läßt trotz des schönsten und wohllautendsten „Brusttons der Ueberzeugung"? Nein, sagt gegen Börne, was ihr immer wollt, nennt ihn einen Doctrinär, einen Idealisten, einen Grobian, einen kurzsichtigen Beobachter, der immer nur das Nächste sah, einen Mann ohne praktisches politisches Wissen, einen Stubenhocker, aber einen Charakterlosen, einen Vaterlandsfeind, einen leeren Witzling dürft ihr ihn nicht nennen! Ein merkwürdiges Beispiel der Vermischung von tiefstem Schmerz und bittrem Hohn bietet Börne's berühmtes Gebet an die Geduld, in welchem Börne's eigenthümlicher, sich hier stark an biblische Formen anlehnender Stil einen großen Triumph feiert, und das charakteristisch ist für seine ganze literarische Eigenart.

„Geduld, sanfte Tochter des grausamsten Vaters, schmerzerzeugte, milchherzige, weichlispelnde Göttin, Beherrscherin der Deutschen und der Schildkröten,

Pflegerin meines armen kranken Vaterlands, die du es wartest und lehrest warten —

Die du hörest mit hundert Ohren und siehest mit hundert Augen, und blutest an hundert Wunden und nicht klagest —

Die du Felsen kochst und Wasser in Stein verwandelst —

Schmachbelastete, segenspendende Geduld, holdes mondlächelndes Angesicht, heiligste Mutter aller Heiligen, erhöre mich!

Sieh', mich plagt die böse Ungeduld, deine Nebenbuhlerin, befreie mich von ihr, zeige, daß du mächtiger bist als sie. Sieh', mir zucken die Lippen, ich zapple mit den Füßen wie ein Windelkind, das gewaschen wird, ich renne toll wie ein Secundenzeiger um die schleichende Stunde, ich peitsche und sporne vergebens die stättige Zeit: Die hartmäulige Mähre geht zurück und spottet meiner. Ich verzweifle, ich verzweifle, o rette mich!

Lösche mein brennendes Auge mit dem Wasserstrahle deines Blicks, berühre mit kühlen Fingern meine heiße Brust. Hänge Blei an meine Hoffnungen, tauche meine Wünsche in den tiefsten Sumpf, daß sie aufzischen und dann ewig schweigen. Deutsche mich, gute Göttin, von der Ferse bis zur Spitze meiner Haare und lasse mich dann friedlich ruhen in einem Naturaliencabinett unter den seltensten Versteinerungen.

Ich will dir von jetzt an auch treuer dienen

und gehorsam sein in Allem. Ich will dir tägliche Opfer bringen, welchen du am freundlichsten lächelst. Die Didaskalia will ich lesen und das Dresdener Abendblatt und alle Theaterkritiken und den Hegel, bis ich ihn verstehe. Ich will bei jedem Regenwetter ohne Schirm vor dem Palaste der deutschen Bundes-Versammlung stehen und da warten, bis sie herauskommen und die Preßfreiheit verkündigen. Ich will in den Ländern das Treiben des Adels beobachten und nicht des Teufels werden, und nicht eher komme Wein über meine Lippen, bis dich die guten Deutschen aus dem Tempel jagen und dein Reich endiget."

Solche und noch mächtigere Wirkungen durch die Feder konnte nur der erzielen, welcher die deutsche Sprache nicht blos beherrschte, sondern innig liebte und pflegte, fortwährend sich in der Vervollkommnung der Beherrschung derselben übte und die Mittel, sprachliche Wirkungen zu erzielen, bis ins genaueste studirt hatte. Heiß und glühend liebte Börne die schöne deutsche Sprache, sie war es, die ihn aufrecht erhielt in den Tagen des Jammers und Elends und der politischen Trauer, wie Turgenjeff die seines Vaterlandes. Ihr widmete er (im „Narr im weißen Schwan") jenen wunderbaren Prosahymnus, der mit vollen Ehren neben Schenkendorffs „Muttersprache, Mutterlaut" bestehen kann:

„Heinrich stellte sich mit verschränkten Armen

vor den alten Prediger und sagte: Vaterland! Vater! wir? Unsere gute Mutter, sagen böse Leute, wäre sehr zerstreut gewesen und wir hätten viele Väter. Sollen wir sie alle oder welchen sollen wir lieben? .... Ja, ein buntes Herz müßte ich haben, sollte ich alle meine Väter ehren, sollte ich alle meine Vaterländer lieben? Der Alte erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, so wollen wir alle lieben, die unsere Mutter geliebt, und sie gewiß, denn sie ist gewiß nur eine. Sie hat uns gesäugt, gewartet und großgezogen. Sie lehrte uns Vater, Mutter, Gott lallen und alle die schönen ernsten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unsere kleinen Wünsche kund thun, unsere Nahrung fordern, unsere Schmerzen klagen und unsere Freude jubeln. Sie beantwortete die ersten Fragen unserer jungen Wißbegierde, erzählte uns von Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachsenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die süße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmei die frohen Tage unserer Heimat zurück, und flötend begleitet sie uns durch das ganze Leben, über Lust und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat sie auch sich vergessen, doch nie uns

vergaß — die Sprache, sie ist unsere Mutter, wir wollen unsere Muttersprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache, wenn auch geschieden, doch nicht entfernt wohnen, und wo, sammelt auch nie ein gemeinschaftlicher Saal uns zur ernsten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Thür begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder sind. Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und mild als die unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleid, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet, was das Morgenroth grün und gold und silbern malt und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt, was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift, wenn der muntre Knabe jauchzt und

hüpft und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — Alles, Alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, — der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und nur der Deutsche redet!" Wenn Börne nichts geschrieben hätte, als diesen Hymnus, würde er schon seine Vaterlandsliebe genügend bewiesen haben, um alle gegenseitigen Vorwürfe zu entkräften; würde er auch bereits zu den besten deutschen Stilisten zählen. Es ist ungerecht, wenn Treitschke aus einigen herausgegriffenen, ihm unter der Feder durchgeschlüpften fehlerhaften Sätzen Börne die stilistische Fähigkeit abspricht. Daß bisweilen manche Wortstellungen Börne's nicht deutsch sind, manche Gleichnisse hinken, kann trotzdem zugegeben werden.

Börne's Leben in Paris war in letzter Zeit still und zurückgezogen. Nirgends, hat schon Gutzkow gesagt, kann man einsamer leben als in dem Weltstadtgetriebe von Paris. Börne war für das laute Treiben des Marktes nicht geschaffen, selbst von Aufläufen, politischen Versammlungen und dergleichen hielt er sich fern. Von Anfang an hatte er sich lebhaft für seine Landsleute in Paris interessirt, und dieselben auf jede nur mögliche Weise unterstützt mit Rath wie mit That, denn er war sehr wohlthätig,

und wandte, da er für sich nicht allzuviel bedurfte, einen Theil seiner Einkünfte auf wohlthätige Zwecke, namentlich die Unterstützung politischer Flüchtlinge. Er speiste gern in den Lokalen, in welchen die in Paris lebenden deutschen Handwerker zu Mittag aßen und ließ sich ihre Beschäftigungen, ihre geistige Ausbildung sehr angelegen sein. Er hoffte, daß die, welche die Demagogenverfolgungen in Deutschland aus der Heimath vertrieben, ihren Pariser Aufent-enthalt benutzen würden, um an der Quelle des damaligen politischen Hochlebens sich durch eifriges Studium anzueignen, was ihnen fehlte, reale politische Kenntnisse, Organisations-, Agitations- und Verfassungskunde und dergleichen unentbehrliche Dinge. Statt dessen sah er sie aber von ernsten Dingen abgezogen im Strudel der Pariser Genüsse und Vergnügungen untergehen oder in beständiger Furcht vor Spionen, Verfolgungen und Nachstellungen aus der Heimath feig und zitternd unthätig sein. So verlor er denn schließlich die Geduld, und beschränkte seinen Verkehr mit den Landsleuten auf wenige Gleichgesinnte, unter ihnen Venedey, Berly, Dr. Sichel aus Frankfurt u. v. a. Dagegen schloß er Freundschaft mit einigen gebildeten und freiheitsbegeisterten Franzosen, welche wie er über die nationalen Unterschiede erhaben waren. Zu ihnen gehörte Raspail und der Bildhauer David, welcher ein Reliefbild von ihm anfertigte. Von dem größeren Gesellschaftsleben

zog er sich bald zurück, er frequentirte nur noch wenig die zahlreich besuchten Abende bei Meyerbeer, trat aus dem Club, dem er sich angeschlossen, aus, und lebte still, nur von wenigen genauen Freunden sowie von neugierigen Fremden aufgesucht, in seiner kleinen bescheidenen Wohnung von zwei Zimmern in der **rue de Province**, sich keinen andern Genuß gönnend, als die stetige Vermehrung seiner reichen und schönen Bibliothek und den Empfang von Briefen und Büchern aus dem Vaterlande, die ihm Kunde gaben von den dort herrschenden Verhältnissen.

Eine Aenderung in seiner Lebensweise trat ein, als mehrere seiner engeren Freunde und Bewunderer in seine Nähe kamen. Seine langjährige Freundin, Frau Wohl, war nach Paris übergesiedelt und hatte sich zum zweiten Mal verheirathet. Ein junger Kaufmann Namens Strauß, ein eifriger Verehrer Börne's, hatte sich entschlossen, ihr seine Hand anzutragen und sich dabei das Fortbestehen der alten Beziehungen zu Börne ausdrücklich ausbedungen. Er fühlte sich erhaben über den lächerlichen Klatsch der Menschen, welche diese schöne Gelegenheit natürlich weidlich benutzten, um alle drei, das junge Ehepaar und Börne, so schändlich wie möglich zu verläumden. Aber Niemand von den Angegriffenen kümmerte sich um die Lästerzungen in der Heimath — Paris war groß und weit genug, um sich ihnen daselbst zu entziehen. Die drei zogen gemeinsam hin-

aus in die Vorstadt Auteuil, wo sie eine nett eingerichtete Wohnung besiedelten. Börne erhielt sein Zimmer, in dem er ruhig und ungestört arbeiten konnte, die Gatten liebten und schätzten ihn in gleichem Maße, und so bietet das ganze Verhältniß ein Bild der reinsten Freundschaft, des schönsten Wohlbehagens, in welches nur der Tod des Schriftstellers störend einzugreifen vermochte.

Einen minder erfreulichen Anblick gewährte ein anderes Freundschaftsverhältniß Börne's, welches sich auf die Dauer nicht festhalten ließ und schließlich sogar in bittere Feindschaft überging: seine Beziehungen zu Heine. Im Herbst 1831 siedelte Heine, dem die Luft im Vaterlande ebenfalls zu drückend wurde, nach Paris über und suchte sogleich Börne auf. Bei flüchtigerem Betrachten erschienen beide Männer wie vom Schicksal dazu bestimmt, Freunde zu werden und mit vereinten Kräften für ein gemeinsames Ziel zu wirken. Heine hatte sich in seinen Erstlingsschriften wie Börne als ein begeisterter Anhänger der Freiheit kund gegeben. Wie Börne schien er es für seine Aufgabe anzusehen, den Jahrhunderte alten nationalen Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich zu beseitigen, den Spalt zwischen beiden Nationen zu überbrücken und die um so Vieles unwissenden Franzosen über deutsche Geistesart, deutsches Wesen zu belehren. Sogar eine gewisse Aehnlichkeit des Stils schien vorhanden zu sein, auch bei Heine

fand sich die Börne eigenthümliche Verve der Sprache, der gleiche Bilderreichthum, das häufige Anlehnen an biblische Formen und Wendungen, der beliebte Gebrauch der Antithese, des Gegenbildes des biblischen Parallelismus nach französischem Muster, und die Vorliebe für die Ironie, die Versteckung des Schmerzes unter den Mantel der Lustigkeit, eine echt deutschem Gefühl entsprungene Form, das ja der kalten Welt gegenüber wahre Empfindung, tiefen äußeren wie seelischen Schmerz nicht selten unter Lachen zu verbergen sucht, also eine seltsame Vermischung jüdischer, französischer und deutscher Stilkunst. So schlossen sich denn Börne und Heine, durch diese scheinbare Aehnlichkeit ihres Wesens selbst getäuscht, trotz des Unterschieds der Jahre eng aneinander an und die Gesellschaft, in der sie gemeinsam verkehrten, freute sich der Vereinigung der beiden begabten Männer und erwartete Großes von ihnen für die Zukunft. Börne war der erste, das große literarische Talent Heine's, die wunderbare Leichtigkeit seiner Darstellung, den eigenartigen Zauber seiner Poesie anzuerkennen und in seinen Briefen die Schriften Heine's warm zu empfehlen.

Aber die Freundschaft beider Männer, die unter so günstigen Vorzeichen begonnen, konnte unmöglich von langer Dauer sein. Je öfter sie zusammenkamen, desto schärfer traten die Gegensätze hervor. Börne war eine ernste, tief sittliche, wahrheitsliebende Natur.

Jedes Unrecht, das an dem Kleinsten begangen wurde, fühlte er wie ein ihm selbst zugefügtes und schlug darüber — einen oft übertriebenen — Lärm. Er glaubte, das Unrecht könne und müsse mit Stumpf und Stil aus der Welt geschafft werden und sah nicht ein, daß es in der angeborenen Unvollkommenheit des Menschen begründet liegt. Er war nie im Stande, das Leben zu nehmen, wie es war, er wollte nur immer verbessern, er hielt sich für den geborenen Anwalt der Unterdrückten, Freiheitberaubten. Alles faßte er vom tragischen Standpunkt auf, er lebte nur für Andere und ganz für sie, und jede Gleichgiltigkeit schien ihm Verbrechen. Er konnte nicht fassen, daß es anders geartete, leichtblütige Naturen gebe — darum hat er auch Goethe's Objectivität nie verstanden, darum hat er selbst nie Menschen schildern, nie eine gute Novelle, ein Drama schreiben können. Sinnlichkeit und Leichtlebigkeit kannte er nicht. Am verhaßtesten aber war ihm Gesinnungslosigkeit und Verrätherei. Das Talent galt ihm nichts, wenn nicht ein großes, dem Idealen zugewandtes Herz damit verbunden war. So konnte er auf die Dauer mit Heine nicht harmoniren. Denn Heine war im Gegentheil ein muntrer, lustiger Bursch, der es mit den Freiheitsbestrebungen nicht ernst nahm, dem sein eignes Wohl im Mittelpunkte des Interesses stand, der sich eine Pension von Frankreich zahlen ließ, um sich mit Ruhe seinen poetischen Schöpfungen zu

widmen, und absolut die Schimpflichkeit seines Verfahrens nicht begreifen konnte. Börne erschien Heine langweilig, wenn er sich um die Ausbildung der deutschen Handwerksburschen Sorge machte. Was ginge ihn die an? Sie mochten sehen, wo sie Brot und Bildung fanden! Die lockern Dirnen der Boulevards erschienen ihm verführerischer und interessanter. Heine war maßlos eitel und bezog Alles nur auf sich, Börne opferte sich nur auf für Andere, und erntete dafür von Heine Spott. Heine schreckte wie Dingelstedt vor keinem Mittel zurück, das ihm seine Carrière sichern konnte, Börne dachte nicht einmal an eine Carrière. Heine verkehrte am liebsten mit jungen Menschen, die ihn staunend bewunderten, ihm schmeichelten, Börne war aller Schmeicheleien Feind und suchte nur Verkehr um anzuregen oder angeregt zu werden. Börne charakterisirte Heine sehr richtig, wenn er sagte, ihm sei es ganz gleichgiltig, ob er schriebe, „die Monarchie ist die beste Staatsform" oder „die Republik ist die beste Staatsform" — er würde sich an das halten, was besser klänge. Der Effect war in der That Heine Alles, die Sache selbst Nichts. So unbeständig und lässig Heine als Freund war, so unerbittlich und gemein konnte er als Gegner werden, denn dann schreckte er vor keiner Verläumdung zurück, Börne blieb sich immer gleich, als Freund wie als Feind, stets ganz in der Sache aufgehend, energisch, aufrichtig, nur reine Waffen führend.

So geschah es denn, was kommen mußte. Zuerst trat eine Entfremdung zwischen beiden ein und sie sahen sich immer seltener, zuletzt Abneigung und leidenschaftlicher Haß. Je mehr sich Börne von Heine's Gesinnungslosigkeit und Eigensüchtelei überzeugte, je tiefer er ihn in den Sumpf des Pariser Lebens sinken, je mehr er ihn zum Sklaven der französischen Regierung werden sah, desto schiefer wurden seine Urtheile über ihn, und das anfängliche Lob verwandelte sich in den späteren Briefen in herbe und leidenschaftliche Angriffe. Er stellte ihn als einen erbärmlichen, charakterlosen Wicht, eine politische und literarische Windfahne, einen Menschen ohne alle Grundsätze hin, und wies ihm seine Wandlungen und Schwächen schlagend nach. Heine erwiderte nur wenig, und nur als Börne gestorben war, holte er zu einem vernichtenden Schlage aus und bespritzte den edlen Heimgegangenen mit einer aus Koth und Gift gemischten Lösung.

Je trüber es in Deutschland und Frankreich aussah, je mehr die Wolken über beiden Ländern sich verfinsterten und herabsenkten, die schändlichen Demagogenverfolgungen in Deutschland die besten Kräfte über die Grenzen trieben oder in die Kerker warfen und das Volk in unglaublicher Langmuth dem schändlichen Beginnen der Obrigkeiten zuschaute, während in Frankreich die schnell emporgestiegenen Hoffnungen auf Freiheit und Gleichheit sich ebenfalls

wenig zu verwirklichen schienen, wenigstens dem Ziele nicht wesentlich näher kamen, welches Börne als das Ideal eines freien Staates ansah — um so bitterer und heftiger wurde der Ton in seinen Briefen, um so weniger Rücksichten ließ er gelten. Kein Wort war ihm hart genug, die Feigheit der Völker und die Schlechtigkeit der Könige zu brandmarken. Er rief immer fort: Zur That! Zur That! und ringsum antwortete man statt mit großen Thaten höchstens mit schönen Worten. Ob Börne wirklich an die Möglichkeit der Errichtung einer Republik in Deutschland glaubte, einer Staatsform, für die das deutsche Volk in Jahrhunderten noch nicht reif sein wird, die dem deutschen Charakter gar nicht entspricht und nach den neueren Erfahrungen in Frankreich und Nordamerika auch keineswegs besonders verlockend erscheint, so lange wenigstens, als ein starkes und patriotisches Herrschergeschlecht auf Preußens und Deutschlands Throne sitzt? Daß Börne die Republik für die beste Staatsform hielt, ist gewiß, und Tausende dachten damals wie er, aber Keiner wagte zu handeln, seine Ideen ins Werk zu setzen. Börne selbst am allerwenigsten, denn ihm fehlte zum Märtyrer nicht mehr wie Alles. Er wollte auch nichts von Verschwörungen und Geheimbünden wissen, sondern schrieb einmal: . . . . „Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verschwörung zur Freiheit führt. Wo Wünsche und

Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif sind, da bedarf es keiner Verschwörung, wo dieses nicht ist, nützt sie nicht. Denn gelingt es ihr auch die alte Tyrannei zu stürzen, dann wird sie nur eine neue an diese Stelle setzen, weil jeder geheimen Verbindung aristokratische Verderbniß inne wohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes besteht nur in der persönlichen Freiheit der Bürger, darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in seinem Lebenskreise und überlasse das Uebrige dem Himmel und der Zeit."

Der scharfe, gallige Ton der letzten Bände der Briefe aus Paris, der nicht zum wenigsten aus Börne's sich immer verschlechterndem Gesundheitszustande zu erklären ist, verletzte auch Viele, die bisher auf seiner Seite gestanden und seinen großen, freiheitsbegeisterten Sinn anerkannt hatten, so daß er sich mit Vielen überwarf, die den Wandlungen seiner Anschauungen und Darstellungen nicht mehr folgen konnten. Manche seiner früheren Anhänger sagten sich wiederum von ihm los, ja einige von ihnen richteten nun die gehässigsten Angriffe gegen ihn, weit gehässigere, als er je niedergeschrieben. So hatte er früher mit Wolfgang Menzel, dem Herausgeber des Literaturblattes in Deutschland, dem damals einflußreichsten deutschen Kritiker und Literaten in bestem Einvernehmen gestanden. Menzel war von Hause aus

ein verständiger und wohlgesinnter Mann, mit einem edlen Gefühle für Recht und Billigkeit gewesen. Er war für die Emancipation der Juden und eine vernünftige Regelung der politischen Wirren eingetreten. Mit einem Male aber schlug er um, ging in das Lager der Reactionäre über und kämpfte nun in der gehässigsten und gröbsten Weise gegen die Freunde der Freiheit. Seine ursprünglich liberalen Anschauungen sowie die Bekämpfung Goethe's hatten ihn Börne näher gebracht, der viel für das Literaturblatt schrieb, unter Anderem eine sehr geistvolle, wenn auch sachlich nicht zu rechtfertigende Kritik von Bettina's: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde". Als aber beide sich in ihren Anschauungen von einander entfernten, Menzel immer conservativer und orthodoxer, Börne immer radicaler wurde, brach der unvermeidliche literarische Streit los. Menzel vergaß alle Urbantität, alle Toleranz, und donnerte in jenem dünkelhaften Unfehlbarkeitstone, in den er sich allmählich hineingeschrieben hatte, gegen Börne, dem er den getauften Juden vorzuwerfen schamlos genug war, obwohl er wußte, daß Börne nichts vom Judenthum hielt und im Juden nur den um seine angeborenen Rechte betrogenen Menschen vertheidigte, und beschuldigte ihn des Liebäugelns mit den Franzosen. Franzosenthum hatte auf Menzel die Wirkung, welche das rothe Tuch auf den Stier macht. Frankreich war ihm das Land des Lasters und der Sünde,

wie Allen, die Frankreich nicht kennen, und die betrunkenen, halbnärrischen Pöbelhaufen der Boulevards hielt er für identisch mit dem französischen Volke. Paris war ihm das moderne Babel. Er hatte sich so tief in das Mode„teutschthum“ jener Tage hineingefressen, daß er seine kenntnißarme Einbildung, seinen närrischen Hochmuth wirklich für Patriotismus und Nationalstolz hielt und jeden Menschen des Teufelsdienstes überwiesen erklärte, der sich an dem Ulk seiner Satansbeschwörungen nicht betheiligte. Wer nicht in das Geschrei gegen Frankreich einstimmte, sondern stolze Zurückhaltung bewahrte, ja den Franzosen wohl das kleinste Lob spendete, war ihm ein Landesverräther.

Damals kam auch in der zeitgenössischen Literatur jene Bewegung auf, welche unter dem Namen des „jungen Deutschland“ bekannt wurde. Wienbarg, Gutzkow, Laube, Mundt und Kühne versuchten eine neue Literaturepoche zu gründen und die alten ästhetischen Traditionen umzustürzen. Sie predigten die Emancipation des Fleisches, die freie Liebe, die Freiheit des Glaubens, verlangten die Durchdringung des öffentlichen Lebens durch die Kunst und veröffentlichten verschiedene mittelmäßige Dichtungen, welche davon Zeugniß ablegten, daß man es hier zwar mit hochbedeutenden aber noch keineswegs ausgereiften Talenten zu thun habe, die noch ganz in der Gährungsperiode steckten. Einer jener Romane

„Wally“ von Gutzkow bot dem ängstlichen, überall Demagogen und Revolutionäre, Thron- und Altarschänder witternden Menzel, der schon lange nach dem Ruhm eines deutschen Cicero lechzte, Gelegenheit, einen furchtbaren Artikel gegen das „junge Deutschland“ vom Stapel zu lassen. Jener Roman enthielt eine ziemlich lüsterne aber herzlich alberne und unnatürliche Scene und einige respectlose Aeußerungen über Christus: Dinge, über die ein vernünftiger Mensch nur die Achseln zucken konnte. Auf Grund derselben beschuldigte Menzel alle jene jungen Schriftsteller der Unsittlichkeit, des Vaterlandsverraths, des Juden- und Franzosenthums, obgleich kein einziger von ihnen Jude oder Franzose war, und erreichte wirklich, was er verlangte, ein Einschreiten der Regierungen, welche mit Verboten, Verhaftungen und Anklagen vorgingen. Börne, der davon genaue Kunde erhielt, nahm sich des „jungen Deutschland“ an (ebenso wie Heine), erkannte zwar die poetische Werthlosigkeit der „Wally“ an, erklärte es aber für ungerecht und lächerlich, gegen diese jungen Leute so grausam vorzugehen, und griff Menzel energisch wegen seiner Denunciation an. Darob gereizt, wiederholte nun Menzel seine Angriffe gegen Börne, seine Beschuldigungen der Vaterlandsfeindschaft und des Liebäugelns mit den gehaßten und verwünschten Franzosen.

Noch einmal nahm nun der schon kränkelnde

Börne seine ganze Geisteskraft, die ganze Gewalt seiner Feder zusammen und schrieb das kleine Buch: „Menzel der Franzosenfresser“. Mit schneidender Schärfe, mit eiserner Logik zog er darin gegen den sich hinter hochklingenden Phrasen bergenden intoleranten Unverstand Menzels zu Felde und wies ihm seine absichtlichen und unabsichtlichen Entstellungen der Thatsachen und Worte nach. Er verwahrte sich gegen den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit, den Menzel ihm machte, er wies die Beschuldigung zurück, den Patriotismus schlechthin ein Laster genannt zu haben. Der Patriotismus ist etwas Heiliges, sagt er, aber „die Liebe des Vaterlands, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend, solange sie in ihren Schranken bleibt, darüber hinaus wird sie ein Laster. Wenn Herr Menzel sagt ‚für das Vaterland handelt man immer schön‘ so ist das eine alberne Floskel, albern und lästerlich zugleich. Nein, man handelt nur schön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will, man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Vaterland ist, für das man sich bemüht, nicht aber ein einzelner Mensch, ein Stand oder ein Interesse, die durch Ränke und Gewalt sich für das Vaterland geltend zu machen wußten.“ Das ist Alles gewiß sehr schön, sehr edel, sehr ideal gedacht, aber es dürfte sich nicht immer und unter allen Verhältnissen durchführen lassen. Die Natur ist eben stärker als alles Andere und

die Vaterlandsliebe ist etwas so Natürliches wie die Geschlechtsliebe, und wem würde es nicht verziehen, wenn starke Liebe ihn einmal die Grenzen des Conventionellen überschreiten machte? Börne's steter Sinn, der kein Volk auf Kosten des andern leiden sehen wollte, scheiterte nur zu oft an der Macht der Thatsachen, und kein Volk hat mehr der excentrischesten Anschauung von dem Rechte des Patriotismus gehuldigt, mehr die Gerechtigkeit gegen die andern Nationen zu Gunsten der eignen gloire verletzt als gerade das französische. Börne vertheidigt sich dann sehr wirksam und hier allerdings mit Recht dagegen, daß er in der inneren Politik unerreichbaren Idealen nachlaufe und ruft: Verfassung, Preßfreiheit, Geschworenengerichte — sind das denn so unerreichbare Ideale?

Der Ton, in dem diese Schrift Menzels abgefaßt ist, weicht ganz bedeutend von dem der letzten Pariser Briefe ab. Keine Spur von dem Heftigen, Galligen, Gereizten ist hier mehr zu finden, Alles ist ruhig, erhaben, abgeklärt, sachlich. Eine eigenthümliche schmerzvolle Milde liegt über dem Büchlein ausgebreitet, ein Gefühl des Bedauerns für die, welche ihn systematisch verkennen und verketzern, ein großmüthiges Verzeihen, ein edles: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Die Worte, mit denen die Schrift beginnt, sind charakteristisch für den ganzen Börne: „Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig

schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergreife. Ach! sie glauben, ich schriebe wie die Andern mit Dinte und Worten, aber ich schreibe nicht wie die Andern, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Qual anzuthun und nicht die Kraft, es lange zu ertragen." Eine seltsame Mattigkeit hatte sich Börne's bemächtigt, melancholisch blickte er zurück auf sein Leben, auf einen langen vergeblichen Kampf mit der Niedrigkeit und Schwäche, wehmuthsvolle Resignation zog in sein Herz, er verzichtete darauf in seinen alten Tagen die Welt noch umzugestalten; „ich bin müde wie ein Jagdhund", gestand er, und vielleicht bemächtigte sich seiner halb unbewußt das Gefühl, daß Lüge und Schwäche und Elend nun einmal im Charakter der großen Masse liegen und daß verkannt und verlästert zu werden das Loos aller Edlen sei, die es unternommen, die Welt zu belehren und zu bessern.

„Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug, ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt" .....

sein großer Gegner und Landsmann hatte doch Recht behalten, und er hatte ihn mit Unrecht wegen seiner Kälte gegen die Außenwelt geschmäht. Jahrtausende werden noch vergehen müssen, ehe die Welt einem

Messias Rosen in's Leben und auf's Grab streuen wird.

„Menzel der Franzosenfresser" war Börne's politisches Testament, das er seinem Volke hinterließ. Er hatte mit viel Eifer und Ausdauer daran gearbeitet und fühlte sich wie erleichtert, als es beendet war. Sein literarisches Tagewerk war damit gethan. Wir können uns über den Rest seines Lebens, der noch zu schildern bleibt, sehr kurz fassen.

Schon vorher war Börne mit französischen radicalen Journalisten in enge Beziehung getreten, namentlich mit Raspail, mit dem ihn eine enge Freundschaft verband. Diese, die Klarheit seiner Gedanken und seines Stils bewundernd, hatten ihn wiederholt aufgefordert, doch einmal den Versuch zu machen, französische Aufsätze zu schreiben. Börne hatte es anfangs abgelehnt, sich aber später doch dazu entschlossen. Raspail und seine Genossen gaben ein Blatt unter dem Titel **„le réformateur"** heraus, welches ihre radicalen Ideen vertreten sollte. Dahin schickte Börne eines Tages einen französisch geschriebenen Aufsatz, mit der Bitte, zu streichen und zu ändern, was in demselben mit dem Geiste der französischen Sprache streite. Raspail las den Artikel und gab ihn unverändert in die Druckerei. Von jetzt ab schrieb Börne öfters für das Blatt, namentlich über deutsche Literatur. Was Börne schrieb, war wie Raspail sagte, ein „neues Französisch", es hatte nichts an sich

von der schillernden Phrase, dem blendenden Schwulst des französischen Alltagsstils; es war einfach, klar, nüchtern, schneidig. Aber darum konnte es eben dem an den blendenden Sprach- und Phrasenflitterkram der Pariser Journalistik gewöhnten französischen Publikum, das für alles Einfache und Natürliche abgestumpft war, nicht gefallen. Als der réformateur einging, faßte Börne den kühnen Plan, ein eignes Journal in französischer Sprache zu gründen. Er griff zurück auf seine alte Idee, die Versöhnung der französischen und deutschen Nation, einen friedfertigen, gegenseitigen, geistigen und politischen Ideenaustausch zwischen beiden. Recht und Unrecht, Lob und Tadel sollte zwischen den beiden Nationen gleich und gerecht abgewogen werden. Die Erfahrungen, die Börne in Frankreich gemacht, hatten ihn von diesem Gedanken nicht abgeschreckt, ihm die Unmöglichkeit, zweien Herren zugleich zu dienen, nicht bewiesen, denn unglücklicherweise verkehrte er fast nur mit einigen hochgebildeten, vorurtheilsfreien und ihm gleichgesinnten Pariser Journalisten, die eigentliche Masse des französischen Volkes ist ihm ihrem Wesen nach unbekannt geblieben. Das ist das Unglück der meisten Derer, welche die Welt reformiren wollen, daß sie die Menschen nicht kennen, daß sie nie aus dem Kreise ihrer Anhänger heraustreten, sich nie persönlich unter die Gegner mischen, bevor sie beginnen ihre Reformen ins Werk zu setzen, und sich dann wundern, wenn sie schmerz-

volle Enttäuschungen erleben. Börne knüpfte auch an die Erinnerungen seiner ersten journalistischen Thätigkeit wieder an und nannte seine neue Zeitschrift „La balance“. Aber er hatte bei dem ganzen schön gedachten Unternehmen die Rechnung ohne die lächerliche Aufgeblasenheit des großen französischen Publikums, ohne dessen totale Unkenntniß alles dessen, was außerhalb der Grenzpfähle Frankreichs vorgeht und seinen Mangel an Interesse und sein hochmüthiges Herabsehen auf alles Nichtfranzösische gemacht, welches ihm so oft die Ursache eines Nationalunglücks wurde. Zudem war Börne's Stil den Franzosen viel zu einfach, phrasenlos und klar, und seine Gesundheit wurde auch von Tag zu Tag schlechter, so daß an eine regelmäßige literarische Thätigkeit nicht mehr zu denken war. So wurde denn das Erscheinen der neuen Zeitschrift bald nach den ersten Heften eingestellt. Immerhin bleibt es bemerkenswerth, daß ein Deutscher ein solches Unternehmen für eine Zeit lang ins Werk gesetzt hat. Auch hat das Blatt in der kurzen Zeit seines Bestehens doch manches Verdienstliche gewirkt, es enthielt verschiedene beachtenswerthe Aufsätze, so u. a. den schon oben erwähnten über Wally und das junge Deutschland. Auch ein französischer Aufsatz Börne's über die deutsche Reformation ist interessant wegen der zwar übertriebenen, aber eigenartigen Ansichten, die darin über diesen Theil unserer Geschichte ent-

halten sind. „Die Reformation hat nur den Fürsten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch sie nichts an seinem sinnlichen Glücke gewonnen und viel von seinem geistigen Wohle verloren .... Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht .... Das öffentliche Leben hörte ganz auf, es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feste mehr für das Volk .... Das deutsche Volk ehemals so fröhlich, so geistreich, so kindlich, wurde durch die Revolution in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Luther war ein großer Mann aber vor Allem war er Mensch und besaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieser unglückseligen Gattung .... Vor ihm fand man bei den Deutschen nur Dienstbarkeit, Luther begabte sie noch mit Dienstbeflissenheit .... Darum haben alle katholischen Völker, sobald sie sich gegen ihre Tyrannen stark genug gefühlt, ihr Joch abgeschüttelt .... nur bei den nordischen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubische Verehrung für die Fürsten, die den Menschen so sehr entwürdigen und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten schmieden .... Das angebliche göttliche Recht der Fürsten, obzwar schon früher von ihnen in Anspruch genommen, wurde doch erst seit der Reformation von den Völkern anerkannt". — Wir werden indessen wohl recht daran thun, uns bezüglich dieser Materie

lieber an die Auffassungen eines Lessing und Gustav Freytag zu halten. Jedenfalls beweist diese Aeußerung, daß das sich vorwiegend an den Verstand der Menschen wendende Lutherthum dem Gemüthsbedürfnisse und den politischen Anschauungen Börne's nicht mehr genügte. In der That suchte er in der letzten Periode seines Lebens Fühlung mit dem Katholicismus zu gewinnen, da er von der jüngsten Wandlung desselben eine Unterstützung seiner politischen Ideen hoffte. Es war dies um so leichter, als er stets für den Katholicismus mit seinem Prunk, seinem sich an das Gefühl und Gewissen der Menschen wendenden Wesen, seiner Duldsamkeit gegen die menschlichen Schwächen bei seinen Gläubigen eine Zuneigung empfunden hatte. Nicht zufällig spricht er in einem Briefe aus der Schweiz von den „schönen katholischen Augen der Schweizerinnen".

Um so mehr mußte sein Interesse eine Bewegung gewinnen, welche eben jetzt aus der Hauptstadt des katholischen Landes Frankreich hervorging. Es war damals die Zeit der socialen Theorien, wie jetzt die Zeit der socialen Experimente ist. Die sociale Frage fing gerade an eine brennende zu werden, das Gespenst der socialen Revolution, an deren Vorabend wir heut stehen, that seine ersten, pochenden Schläge an die verschlossene Thür des Gewissens der Völker und Herrscher. Was war natürlicher, als daß auch der Katholicismus oder besser gesagt die katholische Kirche

in ihren weltumfassenden, feinfühligen Bestrebungen einen Versuch machte, die sociale Bewegung zu ihren Gunsten auszubeuten. Knüpfte sie damit doch an die Traditionen des Urchristenthums an, welches in seiner ursprünglichsten Form ja doch ein Protest der bedrückten Armuth wider den bedrängenden Reichthum war. Lammenais war es, der den ersten Vorstoß zu dem Versuch machte, den Socialismus in den Dienst der katholischen Kirche zu stellen. Nur daß er in seinen „Paroles d'un croyant“ die Sache herzlich plump anfing, so daß der Socialismus trotz der Unklarheit, in der sich seine Anhänger damals noch befanden, die Absicht nur zu deutlich merkte und nicht auf den Köder biß. In seinem Buche schleuderte Lammenais wilde Brandraketen gegen die Mächtigen und Reichen dieser Welt, welche die Schwachen und Armen unterdrückten. Das Evangelium der Gleichheit aller Menschen vor Gott ward gepredigt und ihnen zu verstehen gegeben, daß sie nur nöthig hätten, sich in die Arme der Mutter Kirche zu flüchten, um aller Wünsche Befriedigung, von allem Elend Erlösung zu finden. Gott kenne nicht Hoch nicht Niedrig, nicht Reich nicht Arm, er wolle, daß alle Menschen Brüder seien, daß kein Streit, kein Neid unter ihnen herrsche und Allen Alles gemeinsam gehöre. Daß dieses Allerweltsglück, diese beneidenswerthe Wiederkehr nur unter bedingungsloser Unterwerfung aller Menschen unter die Herrschaft

des Knechtes der Knechte Gottes und Herrn der Herren der Menschen, nur mit gänzlicher Aufopferung der Denk- und Glaubensfreiheit erreichbar sei, verstand sich von selbst. Alles dies ward in einem bombastischen, prophetischen Ton vorgetragen, in jener salbungsvollen, den naiv-großartigen Stil der Bibel schlecht nachahmenden Manier. Kein Zweifel, daß Lammenais, als er jenes kleine Buch schrieb, es ehrlich mit dem Wohl der Elenden und Unterdrückten zu meinen glaubte, aber was er entwarf, war doch nur ein unmögliches Phantasiegebilde, das sich höchstens in ganz kleinen und beschränkten Verhältnissen durchführen ließ, den natürlichen Charakter der Menschen keineswegs berücksichtigte und den vollständigen Mangel socialpolitischer Kenntnisse mit hohlen, prunkvollen Worten verdeckte. Börne aber ließ sich in seinem angeborenen Idealismus wirklich verleiten, an die Möglichkeit des Sieges eines solchen Gedankens zu glauben, sein für die charakteristischen Einzelheiten des socialen Lebens geschärfter Blick, seine angeborene Neigung zum Schematisiren und Idealisiren ließen ihn in Lammenais einen wahrhaften Priester Gottes und der Menschen, einen Reformator erblicken. Börne war eine tief religiöse Natur, ein Schwärmer, er besaß ein mitleidsvolles Herz und den Willen zum Guten — er war kein Raphael ohne Hände, aber ein Boerhave ohne Augen, denn er wollte allenthalben heilen, ohne den Sitz der Krankheit feststellen zu

können, — was Wunder, daß ihm Lammenais' Buch wie ein neues Evangelium erschien — jenes neue, dritte Testament, von dem er selbst schon früher gesprochen hatte. Er hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als sofort die kleine Schrift ins Deutsche zu übertragen. Allein die Deutschen, welche sich nicht so leicht wie die Franzosen durch schöne Worte blenden lassen, nahmen das Buch sehr kühl auf, sie ahnten den Wolf im Schafpelze und dachten weder daran, wie Lammenais verlangte, ihre weltlichen Bedrücker, die Könige und Fürsten, zu verjagen, noch sich der Hierarchie des Papstes willenlos zu unterwerfen. Von allen Veröffentlichungen Börne's war diese so ziemlich die wirkungsloseste und überflüssigste.

Börne's Gesundheitszustand hatte sich in den letzten Jahren bedeutend verschlimmert. Er war gänzlich abgemagert, so daß er nur noch einem wandelnden Schatten glich, über sein sonst so freundliches und liebevolles Antlitz hatten sich düstere Falten des Kummers und Schmerzes gelegt, der milde Glanz des Auges war erloschen. Er klagte und murrte nicht wider sein Schicksal, er ertrug es mit Ergebung, aber man durfte ihm glauben, wenn er sagte, er sei müde wie ein Jagdhund, körperlich wie geistig: auf manches Raubthier hatte er in seinem Leben anstrengungsvolle Jagd gemacht und war selbst genug gehetzt und gepeinigt worden. Vom geselligen Leben hatte er sich so gut wie ganz zurückgezogen, nur

noch auf wenige Freunde, David, Raspail, Venedey blieb sein Umgang beschränkt. Schon seine Taubheit machte ihm einen regelmäßigen Verkehr unmöglich, dazu wurden seine Brustschmerzen von Tag zu Tag heftiger. Selbst die aufopferndste Liebe und Pflege des Strauß'schen Ehepaares, das fast nicht von seiner Seite wich, konnte das Verhängniß auf die Dauer nicht bannen. Zudem kam ein eigenthümlicher Eigensinn Börne's in der letzten Zeit hinzu. Er, der nie viel von der Heilkunde gehalten, steifte sich in der letzten Zeit seines Lebens viel darauf, sein eigener Arzt zu werden. Während er den ganzen Tag über in seinen Schlafrock gehüllt vor jedem Lufthauch zitternd umherschlich, hatte er die seltsame Marotte, sich jeden Morgen und Abend mehrere Kübel eiskalten Wassers über den Leib zu gießen, und setzte dieses Verfahren mit der ihm eigenen Zähigkeit und Energie längere Zeit fort. Kein Wunder, daß sein Zustand endlich hoffnungslos wurde. Er war sich des nahenden Endes bewußt, und selten hat wohl ein Kranker seinen Zustand mit so viel Ergebung getragen. In voller Ruhe und Geistesgegenwart sah er dem Tode entgegen, nahm er Abschied von allen seinen Lieben. „Sie haben mir viel Freude gemacht", rief er seiner langjährigen Freundin zu und den ihm behandelnden Dr. Sichel rieth er, die Medicin aufzugeben, sie sei doch nur ein ungewisses Tasten. Ja, er behielt noch

so viel Geistesgegenwart, um den Humor, den er sich während seines ganzen Lebens bewahrt hatte, auch jetzt nicht ganz zu verlieren. „Was haben Sie für einen Geschmack?“ fragte ihn der Arzt. „Gar keinen, wie die deutsche Literatur“, entgegnete er lächelnd. Allmählich stellten sich Phantasien ein. „Wo bleiben denn die Jungen?“ murmelte er, während sein Geist vielleicht schon in fernen Regionen weilte. Am 12. Februar 1837 trat die Krisis ein. Er glaubte Erleichterung zu empfinden, aber die Aerzte verhehlten sich nicht, daß dies nur jenes unbestimmte, wohlige Gefühl sei, welches so oft vor dem Tode eintritt, namentlich wo dieser eine Erlösung bedeutet. Ganz ruhig ward es in dem Sterbegemach, das Strauß'sche Ehepaar, die Aerzte Dr. Hörle und Dr. Sichel und der treue Conrad flüsterten einander nur leise Worte der Trauer oder des Trostes durch die nächtliche Stille zu. Da fiel die Astrallampe, welche auf dem Tische stand, plötzlich ohne jede sichtbare Ursache um. Ein schmerzliches Zucken ging durch die Anwesenden — und da erhob sich der Kranke, versuchte sich aufzurichten — und sank in demselben Augenblick sterbend zurück. Ein seltsames, mild verklärtes Lächeln breitete der Tod über die mageren Züge, so daß der Todte fast verjüngt erschien.

Auf dem Kirchhofe père Lachaise, wo so viele große Männer Frankreichs und des Auslandes, die

in Paris geendet, begraben liegen, ward auch Börne beigesetzt. Etwa 100 Deutsche, meist Handwerksburschen, für die er so warm gesorgt, folgten dem Leichenwagen. Am Grabe wurden mehrere schöne Reden gehalten, deutsche von Venedey und Berly, eine französische von Raspail. Sie ist oft übersetzt worden, und sie verdient es, denn rühmenswerth ist die Höhe freier und gerechter Denkungsart, zu welcher der Franzose sich in seinem Urtheil über den deutschen Collegen erhebt und welche die niedre, das Edle in Börne's Charakter nicht fassende Denkart vieler Deutschen tief beschämt. Ein einfaches Kreuz bezeichnete die Stätte, wo dieser kühne und freie Geist begraben lag, aber der Wind entwurzelte es, und thörichte, abergläubische Menschen sahen darin einen Wink des Himmels, der nicht dulden wollte, daß das Zeichen des christlichen Bekenntnisses das Grab dieses Mannes schmücke, der sich zu hoch und frei dünkte, um das Elend, die Verbrechen und die Lügen anzubeten, welche die Gewissenlosigkeit so millionenfach unter Mißbrauch jenes Zeichens und Bekenntnisses ausgeübt und verbreitet hat. —

Man hätte denken sollen, daß die Mißgunst und der Neid es sich hätten können genügen lassen, Börne bei Lebzeiten genug angefeindet und verfolgt zu haben. Denn ein heiliges Mysterium ist der Tod und vor ihm schwindet alle irdische Kleinlichkeit, alles Streiten um ein mehr oder weniger an irdischen Besitzthümern,

die vor ihm doch sämmtlich nichts sind. Aber so dachten nicht Börne's Feinde. Jetzt nachdem der Kampfeskühne und allzeit Wehrhafte die Herkuleskeule seines Donnerwortes für immer niedergelegt hatte, begannen sie erst recht, ihre Pfeile nach ihm abzuschießen, die er nicht mehr erwiedern konnte. Sein Nachruhm sollte wenigstens verhindert, von seiner Nachfolge sollten Andere abgeschreckt werden. Heine glaubte jetzt den Augenblick gekommen, für alle die Angriffe Rache zu nehmen, deren Gegenstand er in den letzten Bänden der „Briefe aus Paris“ gewesen. Bei Lebzeiten seines Gegners hätte er es nicht gewagt sein Buch „Ueber Börne“ zu schreiben, denn seine geistreichen aber gehaltlosen Angriffe hätte Börne mit wenigen Schlägen seines großen, sittlichen Pathos, seines doppelt gebeizten Hohns abgewiesen. Jetzt durfte er ungescheut den Todten verläumden und das Häßlichste und Abscheulichste von ihm sagen und ihn selbst sagen lassen, wie seine Aeußerungen über Deutschland, die Juden u. m. a. Ja, er griff sogar Börne's Privatleben an und stellte seine Beziehungen zur Familie Strauß als unsittlich dar, — er, dem kein Freudenmädchen in ganz Paris unbekannt war. Allein er hatte nicht gedacht, daß sein wohlberechneter Schlag von anderer Seite so gut parirt werden würde. Gutzkow schrieb seine Biographie Börne's, wies darin Heine's Ungerechtigkeiten und Entstellungen nach, schilderte zum ersten Mal

den Entwickelungsgang und die Bedeutung des seltenen Mannes und schloß mit einer schwungvollen, begeisterten Lobrede, welche eben so ehrenvoll für den Charakter des Dahingeschiedenen wie für das Talent des damals noch jungen Schreibers war. Der Gatte der geschmähten Frau aber nahm eine andere, der ihm angethanen Schmach gemäße Rache. Er zwang Heine zum Duell. Dasselbe fand im Jahre 1844 im Bois de Vincennes statt. „Venedey und Seuffert waren Heine's Zeugen. Strauß hatte als der Geforderte den ersten Schuß. Die Kugel zischte hart an seinem Ohre vorüber, traf ihn aber nicht. Da kam die Reihe an Heine, er schoß in die Luft. Es lag ihm nur daran, daß das Duell vor sich gehe, damit war der Ehre genug gethan, die Gegner versöhnten sich.“ Heine sah in späteren Jahren sein Unrecht wohl ein und gestand seinen Freunden offenherzig, daß er Manches darum geben würde, wenn er das Buch über Börne nicht geschrieben hätte.

Es liegt im Charakter des Weibes, daß es nicht so schnell und leicht verzeiht und sich über unangenehme Vorfälle hinweg setzt als der Mann, weil das Weib auch die Liebe nicht so leicht vergißt, die man ihr gegeben und die sie empfunden. Frau Wohl-Strauß war ein Weib von festem, aufrichtigem, ganzem Charakter, beharrlich war sie in der Liebe wie im Haß. Sie konnte sich nicht überwinden, die angegriffene Ehre des Todten durch einen bloßen ver-

geblichen Schußwechsel wieder hergestellt zu glauben, sie konnte nicht auf der Stelle Heine die Hand der Versöhnung und Freundschaft bieten, ihm, der ihren Abgott beschimpft hatte, und im Zorne über den charakterschwachen, eiteln Mann und zur Rettung des unbefleckten Andenkens ihres theuern Börne, mit dem sie Freud' und Leid 20 Jahre lang treu getheilt hatte, veröffentlichte sie aus des letzteren Nachlaß manches von ihm unterdrückte Blättchen, welches keineswegs wohlwollende Aeußerungen über Heine enthielt. Sie blieb eben trotz aller Stärke des Charakters und der Neigung immer Weib und führte Krieg, wie die Frauen Krieg führen. Wie heiß und innig sie aber an Börne noch Jahre lang nach seinem Tode hing, haben uns sowohl Kalisch als Meißner in anziehender Weise geschildert. Der erstere erzählt von ihrem ferneren Leben Folgendes:

„Ich lernte Madame Strauß, die Freundin Börne's, im Jahre 1849 kennen. Sie lebte damals sehr zurückgezogen in Auteuil bei Paris und empfing nur einige Freunde und politische Gesinnungsgenossen. Ich muß gestehen, daß mein erster Besuch bei ihr mich etwas enttäuschte. Ich hatte mir eine von Geist sprudelnde Dame vorgestellt, deren Unterhaltung wie ein Raketenfeuer prasseln würde, ich sah aber nur eine Frau, die im Gespräch mehr sich als Andere belehren wollte und die in ihren Bemerkungen eine sehr warme Empfindung, doch nichts weniger als einen

lebhaften Geist verrieth. Sie befragte mich viel über die deutschen Zustände und äußerte dabei, sie habe eine große Freude empfunden, als sie in den Blättern gelesen, daß in den Märztagen die in Frankfurt versammelte Jugend eine Ehrenwache vor Börne's Geburtshaus gestellt. Börne war der Ausgangspunkt, war der Zielpunkt aller ihrer Gespräche. Sie bezog Alles auf ihn, sie leitete Alles von ihm ab. Sie lebte nur in der Erinnerung an ihn, und diese Erinnerung ließ sie das Leben ertragen ..... Eines Tages klagte mir Frau Strauß über Augenweh. Ihr Gesicht hatte durch das Lesen und Abschreiben der Börne'schen Manuscripte sehr gelitten; Börne schrieb eine fast mikroskopische Hand. Frau Strauß copirte seine Pariser Briefe mit der ihr eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit und mit der Verehrung, die sie vor dem Talente ihres Freundes hegte. Sie behielt die Originale und die Abschrift wanderte zu Campe nach Hamburg ..... Frau Strauß hielt die hinterlassenen Manuscripte Börne's als die kostbarsten Reliquien hoch und theuer, wenn indessen ein warmer Verehrer desselben sich von ihr verabschiedete, schnitt sie wohl ein Streifchen von denselben ab und schenkte es ihm zum Andenken. Dies geschah nicht ohne gewisse Feierlichkeit. Sie that dann, als ob sie einen Coupon von einem bedeutenden Werthpapiere abgelöst hätte ..... Nach dem Tode Börne's zog Frau Strauß nach Auteuil und kam nur nach Paris, wenn

sie durch eine dringende Angelegenheit dazu genöthigt wurde. Fast beständig war sie in ihrem Zimmer eingeschlossen und stöberte in den Handschriften Börne's herum .... Unbegrenztes Wohlwollen war der Hauptvorzug ihres Charakters und bekundete sich in Allem was sie sprach. Man weiß wie sehr Heine in seinem Buch über Börne sie mißhandelte. Er sagte u. a. ihr Gesicht sei gelb und pockennarbig gewesen, einem alten Matzekuchen ähnlich, und ihre Stimme kreischend wie eine Thür. Frau Strauß war nicht blatternarbig und hatte auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Zerrbilde, das Heine als ihr Portrait gegeben. Sie war, als ich sie kennen lernte, eine etwas untersetzte Matrone mit sanften, schwermüthigen Gesichtszügen,. die sich nur selten belebten. Ihre Stimme hatte etwas Sympathisches. Man hörte gern zu, wenn sie sprach, und war überzeugt, daß ihr die Worte aus dem Herzen kamen. Frau Strauß war nicht nur sehr wohlwollend, sie war auch sehr wohlthätig. Die Reaction von 1849 hatte unzählige Deutsche ins Exil getrieben. Viele von ihnen kamen nach Paris und befanden sich in der traurigsten Lage. Die edle Frau half, wo sie helfen konnte, ohne es an die große Glocke zu hängen, ohne jemals der Opfer, die sie gebracht, auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Die Unglücklichen, denen sie das schwere Loos zu erleichtern suchte, erfuhren nicht, woher ihnen die Wohlthat kam. Frau Strauß ließ ihre Spenden

den Hilfsbedürftigen durch vermittelnde Personen zufließen, auf deren Verschwiegenheit und Zartgefühl sie rechnen konnte, und erst nach ihrem Tode hat man erfahren, wie freigebig sie gewesen ..... Die siegreiche Reaction versenkte sie in düstre Schwermuth, die mit jedem Tage bedenklicher wurde. Sie fürchtete beständig von den Häschern des Despotismus überwacht zu sein, und als die Nachricht von dem Staatsstreich zu ihr gelangte, hüllte sich ihr Geist in ewige Nacht. Noch mehrere Jahre siechte sie hin, bis endlich ein milder Tod ihr Auge schloß. Das größere Publikum kennt die Freundin Börne's kaum dem Namen nach; sie verdient es aber gewiß zu Deutschlands edelsten Frauen gezählt zu werden ....."

Wie gewinnt besonders das Bild dieser zwar in nichts über das lobenswerthe Mittelmaß der Begabung und Erscheinung hervorragenden, aber starken, energischen, geistig angeregten und nie die Grenzen der Weiblichkeit verlassenden Gestalt, wenn wir sie mit dem Bilde der geistlosen, albernen, für nichts als ihren Putz und ihren Papagei Theilnahme empfindenden, ihren Gatten nie verstehenden, langweiligen Frau vergleichen, an welche Heine sein Herz gehängt hatte. Mag Mathilde in ihrer ersten Jugend vielleicht etwas hübscher gewesen sein als Börne's Freundin (sie verblühte bekanntlich sehr rasch), an Gemüth, Verstand und Edelsinn stand sie abgrundstief unter ihr. Eine interessante Episode seines

Lebens, welche sich auf diese Frau bezieht, berichtet auch Alfred Meißner. Er berichtet, wie er sich anfangs gescheut habe, die Bekanntschaft der Dame zu machen („ich fürchtete mich vor Madame Strauß und ihrem bösen Auge"), endlich sich aber doch aus privaten Gründen entschloß sie, die er haßte und fürchtete, in ihrem Heim in Auteuil aufzusuchen. Er erzählt, wie er bei Nacht und Regen auf dem Omnibus in dem stillen Dörfchen ankam. „Endlich ist die Wohnung gefunden, ich klopfe an, das Thor geht auf, eine alte Portiersfrau entsteigt ihrer Spelunke, bestätigt, daß Herr und Frau Strauß zu Hause seien, meint aber, sie müsse sich erst näher erkundigen, ob sie heut' Jemanden vorlassen könne. Sie geht hinauf sich zu erkundigen. Ich stehe fröstelnd im Thorwege ..... Die Alte kam nicht wieder ..... Der Regen gießt immer stärker herab ..... Endlich höre ich Schritte. Die Portiersfrau, ein Licht in der Hand, kommt die Treppe herab, ein Mann im schwarzen Frack folgt ihr. Es ist Herr Strauß. ‚Ach mein Gott', sagte er, als er mir näher tritt und mich erkennt, mit verlegener Miene, ‚es thut mir leid, aber Sie haben einen schlechten Tag getroffen. Meine Frau ist eingesperrt und läßt Niemand vor. Sehen Sie, ich selbst darf nicht zu ihr. Sie sitzt auf der Erde in ihrem Zimmer, sie hält Jahrzeit. Wirklich, es thut mir leid, aber es ist heute der Sterbetag des Börne.' Er verbeugte sich,

ich verbeugte mich, mein Besuch war gemacht. Ich tappte hinaus und ging aber nicht weit. Von der Straße abbiegend blieb ich mitten im Regen stehen und blickte, ich weiß nicht wie lange, auf das eine beleuchtete Fenster im Hinterhause, wo durch eine Gardine das Neschahmahllicht hervordämmerte, wie festgebannt ..... Meine Vorstellungen über Heine's Todfeindin, die ich nach Auteuil mitgebracht, kämpften gegen ein neugewonnenes Bild einen heißen Kampf. Nach langer Gegenwehr zog sich mein Haß, soweit er Parteisache war, ehrfurchtsvoll zurück. Die leidenschaftliche Trauer dieses Weibes, das Jahre nach dem Tode des Geliebten noch keinen Trost gefunden, flößte mir Hochachtung ein. Ich erkannte und bewunderte die energische Seele der Börne-Freundin, die sogar den Gatten von sich verweist, wenn sie das heilige Todtenamt hält ....."

Noch eine andere Frau versetzte Börne's Tod in tiefe Trauer, Henriette Herz, seine Jugendliebe, jetzt eine Greisin. Mannichfache Erinnerungen längst vergangener Tage weckte das Ereigniß in ihr, und die Blätter mit den Geständnissen seiner Liebe, welche der Knabe ihr einst übergeben, wurden ihr jetzt, vergilbt und verblaßt, ein theurer Schatz liebfreundlichen Gedenkens. Sobald es bekannt geworden, daß sie im Besitze so zahlreicher Manuscripte aus Börne's Hand sei, wurde sie natürlich von den vielen Verehrern des Mannes mit Bitten und Aufforderungen

bestürmt, dieselben zu veröffentlichen, damit die Welt endlich die Wahrheit über jene sonderbare Episode seines Lebens erfahre. Aber mit jenem wunderbaren Tactgefühl, welches sie nie verließ, wußte sie sich diesen Aufforderungen zu entziehen, indem sie alle Welt in den Glauben versetzte, jene köstlichen Briefe und Tagebuchblätter seien den Flammen übergeben worden. Sie überlebte ihren einstigen Anbeter um 10 Jahre, und erst längere Zeit nach ihrem Tode wurden die Briefe Börne's veröffentlicht. Auch ihre Antworten sollen noch vorhanden sein, wie man sagt. Vielleicht entschließen sich die Besitzer derselben in einer glücklichen Stunde, nun, nachdem alle Betheiligten längst die Erde deckt, die werthvollen Papiere der Oeffentlichkeit nicht länger zu entziehen, die sie sicher mit vielem Interesse aufnehmen dürfte. —

Nach einer Periode der Börnebegeisterung, in welcher der Verfasser der Briefe aus Paris als Tribun der deutschen Freiheits- und Einigungsbestrebungen, als Vertreter der reinsten Humanität, der Völkerverbrüderung und des Weltbürgerthums vielleicht über Gebühr gepriesen wurde, trat in Deutschland eine Zeit der Börneunterschätzung ein, in welcher dieser edle und brave Mann als vaterlands- und gesinnungslos hingestellt, ja fast wie ein Feind seiner eignen Nation betrachtet wurde. Die Zeitströmung war dem Interesse für Börne nicht günstig, die deutsche Politik ging andere und praktischere Wege als er an-

gerathen hatte und über dem Politiker ward nur zu schnell der Schriftsteller und der Mensch vergessen, der Kosmopolitismus sank im Cours und das Nationalitätsprincip gelangte allenthalben zur Herrschaft. An chauvinistischen und charakterlosen Leuten hat es ja leider in Deutschland nie gefehlt, welche immer bereit waren, um sich in der augenblicklichen Tagesströmung oben aufzuhalten, das Edelste und Beste zu verlästern und zu beschimpfen. So ward Börne beschimpft, gehaßt und beinah vergessen, und nur die Besten und Verständigsten erkannten den großen und edlen Kern seiner Schriften an, der unter manchem Ueberwundenen und Ueberflüssigen verborgen liegt. Daß Letzteres auch bei ihm vorhanden ist, kann kein Tadel sein, denn es giebt kein noch so bedeutendes Menschenwerk, an dem nicht ein Theil auf die Dauer veraltet, sei es die Form, sei es die Darstellung, sei es ein Theil der Ideen, welche es enthält. Wenn nur die Grundlagen, auf denen es ruht, immer frisch und kräftig bleiben, und nimmer morsch werden und einstürzen! Die Grundlagen aber, auf denen Börne's Lebenswerk begründet ist, können nie veralten, nie zusammenstürzen, denn sie sind tief in der Menschennatur begründet, und werden dauern so lange diese sich nicht ändert. Sie heißen glühende Begeisterung für das Große, Gute, Schöne — Begeisterung für Gerechtigkeit und Wahrheit im Leben der Einzelnen und der Nationen, Achtung vor den an-

gestammten Rechten der Menschen und Völker, Liebe zur Freiheit, Mitleid für die Unterdrückten, feinsinniges Verständniß für die Kunst. Und diese Triebe kann kein Zeitalter, keine Umwälzung aus dem Herzen der Menschen herausreißen, sie haben sich selbst noch unter dem Drucke der furchtbarsten Gefahren für unüberwindlich gezeigt. Auseinandergehen können die Ansichten über das, was in diesem oder jenem Einzelfalle für wahr, groß oder schön zu gelten hat, auf welcher Seite in diesem oder jenem Streite das Unrecht sei, aber Unrecht, Unfreiheit, Häßlichkeit zu Leitern des menschlichen Lebens zu machen, wird keiner Zeit gelingen, und darum wird auch keine Zeit Börne, den berufensten Bestreiter dieser Feinde der fortlaufenden menschheitlichen Entwicklung, ganz vergessen können.

Schon regt sich's in unsern Tagen, schon fühlt man sich für verpflichtet, manch begangenes Unrecht wieder gut zu machen, sich mancher Persönlichkeit wieder freundlich zu erinnern, die man früher schon zu den geistig Todten werfen zu dürfen glaubte. Jetzt erkennt man doch, daß, wie so Mancher, auch Börne noch kein ganz überwundener Standpunkt ist, daß er geistig noch lebt, obwohl sein Körper schon fast fünfzig Jahre in der Erde modert. Man ist gerechter gegen den geworden, dessen erster Grundsatz war, gleiche Gerechtigkeit zu üben gegen Berühmte und Unberühmte, Gute und Böse, Große und Kleine,

Deutsche und Franzosen. Man fühlt, wie viel edler, gesunder, aufrichtiger Idealismus in ihm war, wie viel lautere Begeisterung, — wie viel Liebe selbst noch in seinem bittersten Haß, wie viel Mitleid in seinen Angriffen, wie viel Vergebung in seinen Verfolgungen, wie viel Schmerz in seinem Hohne, wie viel Muth noch in seinen Ausfällen vom sichern Port aus. Dies hat Börne's Vaterstadt schon längst anerkannt, indem sie das Andenken ihres großen Sohnes durch eine Börnestraße (die frühere Judengasse), einen Börneplatz und ein Börnedenkmal in der Bockenheimer Anlage feierte, das am 7. Juni 1877 enthüllt wurde. Und so sei der Tag freudig begrüßt, an dem unser Volk sich wieder daran gewöhnen wird, von Zeit zu Zeit regelmäßig in Börne's Schriften zu lesen. Sie sind noch nicht bloße Maculatur geworden, die zwölf Bände seiner Schriften, sie sind noch immer zeitgemäß und werden es stets bleiben. Führen sie uns doch das Bild eines Mannes vor, der seine Mutter, das Vaterland, und seine Braut, die Freiheit „nicht klug, doch zu sehr" liebte, der zwar im Drange einer wildbewegten Zeit, auf dem stürmischen, endlosen, nebelbedeckten Meer der Politik zuweilen von der geraden Straße abirrte und sich in Untiefen und zwischen Klippen verlor, dem aber das rechte Ziel nie aus den Augen schwand — der im stürmischen Debattenkampfe nicht jedes Wort ängstlich auf die Goldwage legte, dessen Worte aber allzeit rein und

echt waren wie Gold, der zwar manches ängstliche und zimperliche Herz durch einen kühnen und freien Ausdruck verletzte, aber auch viele entmuthigte und gebrochene Herzen durch seine warmen und kernigen Worte zu neuem Muth, neuer Begeisterung wieder aufrichtete, der sich schwer überwand einen vielleicht nicht immer ganz passenden Witz zu unterdrücken, wenn er ihm gerade auf den Lippen schwebte, der aber auch keinen Frevel, kein Verbrechen an den heiligsten Gütern der Menschen, wenn er von demselben Kunde erhielt, ungebrandmarkt ließ, der nicht immer fähig war, das Beste zu leisten, aber unfähig, das Schlechte auch nur zu denken. —

Beilagen.

Obgleich kein Freund der Papierschnitzelliteratur und jener bornirten literarischen Philologie, welche in jedem neu aufgefundenen Waschzettel eines bedeutenden Schriftstellers ein Document von unschätzbarem Werth sieht, das der Oeffentlichkeit vorzuenthalten ein Verbrechen wäre, theile ich doch gern die nachfolgenden noch nicht publicirten oder unbekannten Kleinigkeiten aus Börne's Feder mit, die ich der liebenswürdigen Uebermittelung des Herrn E. Ullmann in Frankfurt verdanke. Es sind theils geschäftliche Mittheilungen, theils Kundgebungen privater Natur, welche trotz ihrer Kleinheit manchen in der vorstehenden Studie nur angedeuteten Punkt erläutern werden. No. 1 ist die Erklärung, durch welche Börne seine Freunde von seiner Namensänderung unterrichtete. Dergleichen war damals noch durch einen freien persönlichen Willensakt zu erledigen. No. 2 ist die Ankündigung des Erscheinens der „Wage".

Nr. 3 führt uns Börne als liebenswürdigen galanten Gesellschafter und Dichter vor, eine Eigenschaft, welche Börne nur selten zu bethätigen Gelegenheit nahm. Nach der mitgetheilten Probe werden wir aber nicht glauben, daß in ihm der Welt ein großer Lyriker vorangegangen ist und nicht weiter bedauern, daß er das Dichten lieber seinem Freunde Heinrich Heine überließ. No. 4 endlich bezieht sich auf folgenden Umstand. Die Herren M. und J. Bing, persönliche Freunde Börne's, etablirten im Jahre 1826 in Frankfurt ein Geschäft in französischen Kurzwaaren unter der Firma J. Bing und führten zum ersten Mal in Deutschland den jetzt allgemein üblichen Gebrauch der „festen Preise“ ein. Um denselben zu empfehlen, baten sie Börne, diese Neuerung mit ein paar Worten zu besprechen, und Börne schrieb die unten angegebenen Zeilen.

I.

Frankfurt, den 14. April 1818.

Dr. Baruch macht seinen Freunden und Allen, mit welchen er die Ehre hat in Verbindung zu stehen, die Aenderung seines Namens bekannt. Von jetzt ab nennt und unterzeichnet er sich

Dr. Ludwig Börne.

II.

Die Wage.

Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst
herausgegeben
von Dr. Ludwig Börne.

Diese Zeitschrift, deren Streben eine schon früher verbreitete Ankündigung ausspricht, erscheint in zwanglosen Heften und beginnt im Monat Julius. Die Vorausbezahlung für den Band von 24 Bogen in gr. 8°, welche 8 Hefte bilden, beträgt 3 fl. 45 kr. Die Bestellungen werden bei dem Herausgeber im Johanniterhof auf der Fahrgasse gemacht.

Frankfurt, den 26. Mai 1818.

III.

Liebe G. . . . .!

Ich freue mich schon die ganze Woche auf Ihren Geburtstag, weil ich Ihnen dann sagen wollte, welch ein gutes Mädchen Sie sind, und wie lieb ich Sie habe. Ich hätte Ihnen die ganze Messe ebenso gern geschenkt als diese Kleinigkeit. Ehe Sie das Schächtelchen öffnen, betrachten Sie den Deckel.

Da zeigt sich ein Ritter,
Hell silber auf blau,
Sein Aussehn ist bitter,
Sein Ganzes so rauh.

Den Spieß in der Hand,
Schnaubt er Dich an,
Drum wird er genannt
Herr Grobian.

Doch Dein ist die Schuld,
Hast auf ihn zu machen
Du nicht die Geduld,
Was fändest Du Sachen!

Ein Wächter des Süßen,
Darf anders er sein?
Man fürchtet den Riesen
Und dringt nicht hinein.

Lieb' G. . . . . . ich bin
Wie der Ritter vielleicht,
Wenn murrender Sinn
Euch Mädchen verscheucht.

Seid nur guten Muthes,
Kommt näher herbei,
Ihr findet, daß Gutes
In mir auch sei.

Das heißt in Prosa, liebes Kind, daß ich mich nur anstelle, als ging ich Abends ungern mit euch nach Hause, damit keiner merken soll, wie viel Freude es mir macht. Bleiben Sie heute ja nicht aus, und bringen Sie den E. mit.

Ihr guter Freund

Dr. Börne.

Frankfurt, den 17. September 1818.

———

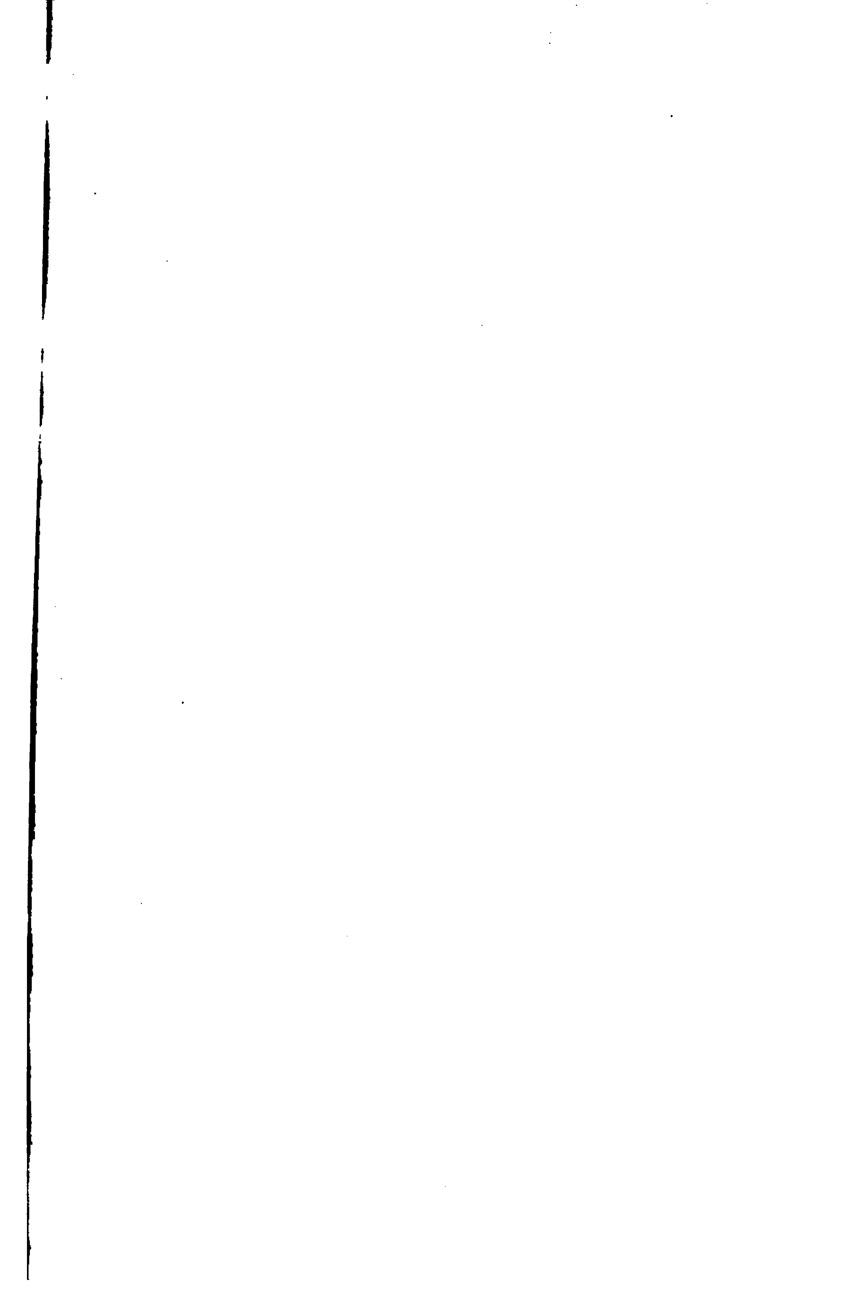
IV.

Ich habe den Grundsatz angenommen, zwar zu den billigsten aber auch zu festgesetzten Preisen zu verkaufen, da es nach meiner Meinung nichts Lästigeres giebt, als das wechselseitige Mißtrauen zwischen Käufer und Verkäufer, wo der Eine durch Erfahrung belehrt, daß man seine Forderung zu hoch findet, genöthigt wird, wirklich zu überfordern, und der Andere in der Gewißheit überfordert zu sein, ein Gebot thut, das unter seiner eigenen Schätzung steht — ein Kampf, worin aber der Käufer zuerst ermüdet und den Vortheil dem Verkäufer überlassen muß. Ich schmeichle mir daher, daß meine Regel, zu festgesetzten Preisen zu verkaufen, weit entfernt, mir meine Gönner zu entfremden, vielmehr dazu dienen wird, mir deren Gunst noch mehr zu sichern.



Leipzig, Walter Wigands Buchdruckerei.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.






DUE
CANCELLED
MAY 1 '72 H



49552.8
Ludwig Borne (1786-1837) :
Widener Library
003634828
3 2044 087 183 885